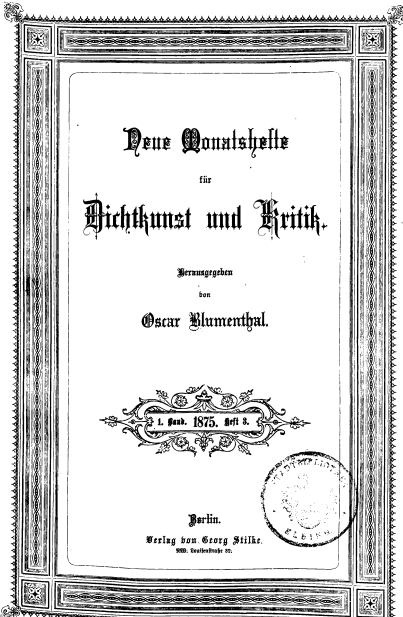


Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.

1. Band. 1875. Heft 3.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

NW: Louisenstraße 32.

März 1875.

Inhalt.

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmässig am Ende jedes Monats im Umfang von 5—6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Plaudereien aus schweren Tagen.

Von Julius Grosse.

(Weimar 1870.)

Kinder, nun gehet zu Bett, genug schon habt ihr gethan heut,
Kränze geflochten und Fahnen genäht — Inschriften ersonnen,
Auch manch Lämpchen gefüllt zu des Kaisers festlichem Einzug;
Brav war Alles von euch, und ich lobe die Großen wie Kleinen. —
Singt doch die Wacht am Rhein Nesthäkchen bereits auf dem Arme,
Das kaum laufen und lallen gelernt, und der Junge, der Friedel,
Liegt den geschlagenen Tag auf dem Bahnhof, wo er trompetend
Jeglichen Zug begrüßt, der vorübersaust in die Heimat —
Ebenso macht es der Hans; drum bringet zu Bett nun die Kleinen.
Aber ihr Großen, ihr bleibt! Noch mancherlei gibt es zu richten
Für die Soldaten im Feld. Packt ein die Gaben der Liebe,
Kleider vor Allem und guten Tabak und die treffliche Erbswurst.
Aennchen, fülle die Lampe mit Oel, gern will ich euch helfen.
Wollt ihr selber zum Bahnhof hin? Ja freilich, da gibt es
Viel zu plaudern und schaun, doch thut man das Beste zu Hause.
Bleibet nur, bleibt, ich erzähl' euch was von vergangenen Tagen!
Wohl ist's heut eine mächtige Zeit voll Wunder und Zeichen —
Well' auf Welle — so rücken sie nach, Regimenter der Landwehr,
Kraftvoll fröhliches Volk, und gestandene bärtige Männer —
Traurig sah ich noch Keinen; mich mahnt's an die Tage von damals!
Wieder erstehn mir im Geist die verschwundenen Jahre der Jugend;
Doch wie anders, o Gott — ihr könnt wohl lachen und singen —
Wir einst haben geduldet, geweint mit den seligen Eltern.
Drum seid froh, dankt Gott, daß ihr solche Zeit nicht erlebt habt:
Damals schlug uns die eiserne Noth. Noch seh' ich's wie heute,
Als die preußische Landwehr kam, sie schlichen in Lumpen
Halbverhungert und abgezehrt, doch mit leuchtenden Augen.
Weislich nahm mich der Vater, der treffliche mit auf die Landstraß,
Denn dort rückten sie an und bekamen die wärmende Suppe.
„Seht" — sprach Einer — „wir wollen ja nichts, als ehrlichen Frieden.
Gehn wir auch drüber zu Grund, soll endlich Ruhe doch werden.
Wir sind fertig daheim, uns treibt nur die Noth der Verzweiflung,
Frieden oder im Kampfe den Tod! — kein Drittes ist denkbar!" —
Also zogen sie hin — viel einzige Söhne, auch Männer

Ueber die Jugend hinaus, durch fränkische Räuber um Habe,
Gut und Ehre gebracht, doch die dürstende Rache im Herzen.
Einer beweinte den Bruder, der ward ihm in Wesel erschossen,
Weil er dem Schill zum Kampfe gefolgt, ein Anderer mußte
Sein Gehöfte verbrennen sehn mit eigenen Augen,
Wieder ein Anderer war aus Schwaben, ein Neffe des braven
Palm, der auf Kaisers Befehl standrechtlich ermordet in Braunau,
Weil er ein Büchlein verkauft, das sprach von Erniedrigung Deutschlands;
Bürger und Bauern, zugleich auch Söhne des ältesten Adels,
Die auf der Väter Grab unsühnbare Rache geschworen,
Selber verarmt und geächtet dazu in den eisernen Zeiten.
Hunger und Noth trieb Alle zum Kampf, die Einen und Andern.
Selbst bei Leipzig im Herbst, wo Hunderttausende fochten —
Kampf um Leben und Brod, das war die gewaltige Losung.
Nur wir Alten wissen es noch, was wir selber erlebt einst,
Und was die Eltern erzählt — ein winziges Häuflein von Kriegern
Lebet noch heut. Die Meisten sind längst zum Himmel marschirt schon. —

*

Leget die Zeitungen fort, mich schmerzen die alternden Augen.
Wieder und wieder lef' ich sie durch, die Siegesberichte;
Heilig werden sie sein und bleiben noch späten Geschlechtern,
Wohl manch' alternden Mann läßt ihr Gedächtniß erglühen
Wie von feurigem Wein, daß er liest mit glänzenden Augen,
Wie sie gefangen die ganze Armee und den mächtigen Kaiser. —
Kaum ein Monat verging, daß begonnen die grausige Kriegsnoth,
Und schon kamen gerollt die endlosen Züge Gefangner.
Preis den Erfindern vom redenden Draht und vom eilenden Dampfroß,
Denn sie kürzen die Sorgen uns ab und die zweifelnde Sehnsucht.
Hei, wie fliegen die Kunden des Sieges beschwingt durch die Lüfte,
Und ein einziger Tag sagt ganz Europa die Wahrheit.
Damals war es noch anders bestellt, da zählte nach Wochen
Jegliche Kunde: nur kurz und gerüchtweis bracht' es die Zeitung,
Aber das Wichtigste sagte sie nicht, das schlich als Geheimniß
Schüchtern von Munde zu Mund. Noch denk' ich des Winters von Dreizehn,
Ausgeraubt und verarmt trostlos hinsiechten die Städte,
Wie die Dörfer zugleich, wo die große Armee sich gemästet.
Dann brach grimmig der Winter herein, wie niemals der Herr noch
Frost auf Erden gesandt, haushoch verschneit war die Landschaft,
Vögel und Wild erfroren im Wald, selbst Füchse und Wölfe
Kamen verhungert zum Dorfe herein und verreckten am Wege,
Ruhe des Todes bedeckte das Land und den eisigen Himmel.
Einmal aber geheim schlich Nachts ein Nachbar zum andern —
„Habt Ihr's vernommen, Gevatter, man sagt, es sind Läufer gekommen,
Läufer der großen Armee, und der Herrgott hat sie gerichtet,
Hat sie geschlagen mit Wagen und Roß und den reisigen Schaaren,
Wie er den Pharao schlug, der die Kinder des Herren verfolgte.
Eingesargt ist das tapfere Heer, und das heilige Moskau
Lodert gen Himmel in Brand. Auch sagte der Bote von Halle,
Vorige Nacht sei ein Schlitten gesehn mit erfrorenen Reitern,
Hastig verstohlen geheim, kaum daß man die Pferde gewechselt,
Und kein Anderer sei's, als der Kaiser gewesen von Frankreich.
Gott steh Allen uns bei, das tönt wie Posaunen zum Kriege." —
Und sie drückten sich schweigend die Hand, nur die Augen noch sprachen,

Doch das Geheimniß ging im Geflüster von Munde zu Munde. —
Ueberall lauschten in mancherlei Tracht Spione und Späher,
Und mit Lügen betrog man noch lange die gläubige Menge.

*

Heut ist's besser geworden, Ihr könnt Gott danken und preisen,
Daß Ihr die Wahrheit erfahrt, des Trugs und der Täuschung enthoben.
Danken könnt Ihr dem Himmel zugleich, daß Euch andere Mühsal
Gnädig erspart. Mit heimlichem Neid wohl sehen wir Alten,
Wenn Ihr in Wetter und Sturm auf den eisernen Schienen dahinsaust.
Zwar wir hatten Chausseen und mußten dem Feinde sie danken.
Mancherlei Gutes gewiß erst schuf uns der fränkische Cäsar.
Hier ging früher ein holpriger Weg, kaum fahrbar im Sommer,
Aber im Winter, daß Gott sich erbarm', wenn Markttag im Orte,
Dann beim Grauen des Tags aufbrachen die Wagen der Bauern.
Vier, sechs Pferd oft hat es gebraucht, um die knarrenden Räder
Vorwärts zu bringen im Schlamm. Es war eine heillose Wirthschaft.
Heute genügen der Rosse zwei auf der prächtigen Straße,
Welche der Feind uns gebaut, ihm diente sie freilich zum Heerzug,
Also das herrliche Land in seine Gewalt zu bekommen;
Was er aus Listen sich schuf, uns ist es zum Segen geworden.
Zwar, er kannte das Land, das er weit umsponnen mit Netzen,
Kannt' es genau, doch von Stadt nur zu Stadt, denn die Thäler und Schluchten
Und das ganze Gebirg', zur Seite der offenen Straße
Blieb ihm immer geheim, eine Welt von gefürchteten Schrecken,
Wie es den Römern dereinst erging am herchnischen Walde;
Dort auf buschigem Steig auch liefen die Boten der Deutschen
Ueber's Gebirg. Ihr erinnert Euch wohl noch des treuen Jacobi,
Der im neunzigsten Jahr uralt erst neulich gestorben.
Zwar halb blind war der Mann, gichtbrüchig zugleich, doch bewahrt' er
Unverwüstliche Kraft des Humors und die sprudelndste Laune —
Der hat damals gedient als Läufer und heimlicher Bote;
Zwanzig Stunden im Tag marschirt' er oft ohne zu rasten
Gradenwegs nach Berlin, nach Wien über Thäler und Berge,
Schwamm durch Ströme wie Bäche behend, Nachts schlief er in Höhlen
Oder Ruinen zur Noth — bergauf, bergunter sein Trab ging
Sicherer als ein Roß, ausdauernder selbst als Kosacken;
Aber im Wammse vernäht, oft auch in gedoppelter Sohle
Trug er Depeschen in Chiffern geheim, nicht eine verfehlte
Jemals ihr Ziel, nicht eine gerieth in die Hände des Feindes;
Drum für Zeit seines Lebens genoß er ein reichliches Jahrgeld,
Das ihm der Herzog gewährt. Im Sommer nämlich von Dreizehn,
Als in Dresden Napoleon stand und in Prag seine Gegner,
Damals galt's, einen wichtigen Brief den Unsren zu bringen —
Also was thun? — Zum Glück besann sich der alte Geheimrath,
Goethe mein' ich, der hatte zuvor auf Reisen in Carlsbad
Kennen gelernt einen trefflichen Mann — wer war es? — der Schinder
Selber von Prag, doch ein kundiger Mann in allerlei Wissen
Von des Thiers und des Menschen Natur, das liebte der Alte —
Also zum Schinder von Prag, der einsam und fern von der Stadt wohnt,
Brachte der Bote den Brief, und der ehrliche Mann, er bestellt' ihn. —

*

Mancherlei Listen erheischte die Zeit. Verstellung und Vorsicht
Lernte der redliche Mann; selbst er, der berühmte Geheimrath,

War vorsichtig und stets schweigsam, wie niemals im Leben;
Freilich geht ein Gerücht bei den Zungendreschern des Tages,
Goethe habe kein Herz für die Ehre von Deutschland bewiesen;
Wäre das wahr, so hat er's gebüßt. — Schon am Tage von Jena,
Als mit der sinkenden Nacht der stürmende Feind in die Stadt drang,
Damals — er lag schon zu Bett — da pochte man wild an die Hausthür,
Und mit wüstem Gelärm eindrang ein Haufen Franzosen —
Heischend wie Herren im Haus Quartier und reichliche Pflege.
Gab man ihnen doch gern, um die heilige Ruhe zu wahren,
Alles, was sie verlangt, und was Küche wie Keller vermochten
Einquartiert im Untergeschoß, dort zechten sie lärmend,
Denn der treffliche Rheinwein stieg den Chasseuren zu Kopfe,
Und nicht lange, so stürmten sie wild die Treppen empor schon,
Drangen durch Stuben und Saal mit Geschrei, mit Fluchen und Schimpfen.
Und schon fuhr er empor, der Alte, mag sein, daß er sonst wohl
Sich wie Jupiter hehr mit Donner und Blitzen gerüstet,
Aber man weiß, hier wagt' er es nicht. Wie Tabak und Hunde,
Und wie Glockengeläut', so verhaßt auch waren ihm Trunkne.
Und wer weiß, was im thierischen Rausch von den Feinden verübt wär',
Denn schon nahten sie tobend dem heiligen Raume des Dichters.
Da trat ihnen mit göttlichem Zorn entgegen ein Fraunbild,
Redet die Taumelnden an und straft sie mit flammenden Worten;
Wahrlich, sie wichen zurück, als hätte die Muse des Himmels
Selbst ob ihrem Dichter gewacht und Bacchanten gezüchtigt;
Aber nicht war es ein himmlischer Geist, nicht war es Urania,
Sondern die treffliche war's — Christiane vom Hause der Vulpius,
Welche bisher ihm gedient, die Gefährtin fröhlicher Jahre,
Treu, gehorsam und schön, und erfüllt von blinder Verehrung,
Wie es den Alten erfreut — nun war sie zürnend verwandelt
Und die gebietende Noth, die gewaltige Herrin des Lebens
Hob zur Heldin das Weib, das sonst nur Blumen gepflückt hat.
Also geschieht's bisweilen, daß Zeiten der ehernen Drangsal,
Welche die Hohen gebeugt, schon kleinere Seelen geadelt,
Gleich wie die lodernde Gluth erst Gold aus Schlacken hervorlockt.
Aber der alternde Herr hat solche Prüfung gewürdigt —
Und weil mit tapferstem Muthe getreu seinen Schlummer sie schützte,
Hob er sie auf zur Herrin im Haus, zur ehlichen Gattin.
Also ist es geschehn, was auch Salbader und Stadtklatsch
Damals geschwatzt von Kaisers Befehl und anderer Ursach.
Lang noch hat er sie treu als liebende Gattin besessen,
Und sie hat ihn gepflegt, bis der Tod sie nach Jahren hinwegnahm. —

*

Wahrlich, niemals genug sind die Hände der Frauen gepriesen,
Und ich freue mich stets, am Bahnhof also die Guten
Sorgsam schalten und walten zu sehn für das Wohl der Soldaten,
Drum vergesset mir nichts und füllet von Neuem die Körbe,
Wein und Brod und Tabak, das erquickt den verwundeten Helden
Mehr als jeglicher Trost; das Uebrige bringt den Baracken. —
Ach, schon wiederum zwei, die den schmerzlichen Wunden erlegen;
Ruhmvoll ist's durch die Kugel zu fallen in offener Feldschlacht,
Doch mit tückischer List im Frieden gemordet zu werden,
Wie es dem trefflichen Eckart geschah, ist ein schmähliches Schicksal —

Ruhmlos fand in Laon er den Tod. Nichtswürdige Schurken,
Die nach geschloss'nem Vertrag in die Lüfte sprengten die Festung.

*

Schurken leider es gab auch damals, glaubt mir, in Deutschland,
Wie beim Feind manch trefflicher Mann auch Ehre bewahrt hat.
Immer noch denk' ich der Zeit und der lastenden Tage der Schande,
Da wir im siebenten Jahre bereits im Joche geschmachtet,
Aber es ging wie ein heiliger Geist durch Bürger und Bauern,
Und ein verschwiegener Bund ward ganz im Stillen geschlossen.
Tugend und Treue begründeten ihn, als heilige Vehme
Waltet' er heimlich im Volk, und die Edelsten nannt' er die Seinen.
Schlauheit gebotener List untergrub dem Feinde den Boden,
Spät erst ward es bekannt, wenn die Kisten kamen von Erfurt
Mit den Depeschen des Feinds, dann wurden zuvor sie geöffnet
Hier auf dem Amt. Allwissend so ward die umstrickende Heermacht;
Aber der Franke er sah, daß hohl war der Boden in Deutschland
Und von unheimlicher Stimmung erfüllt selbst Lüfte und Winde.
Damals war es, als hier General von Müffling verweilte,
Anno dreizehn im März. Bei Hof gab's festliche Tafel,
Glänzend waren geschaart die blitzenden Kriegsuniformen,
Heiter wogt das Gespräch, und funkelnd strömten die Weine,
Heiter auch glänzten die Augen, beseelt von verborgener Hoffnung.
Waren in Feindesgewalt zwar immer noch Länder und Städte,
Grüßte doch ahnender Freiheitsruf, wie Lüfte des Frühlings,
Und manch' flüsternder Mund gab wichtige Kunde dem Nachbar.
Plötzlich aber bei Tisch sprach jetzt der Gesandte von Frankreich
Zum General ein bedeutsames Wort, denn es hatte der Edle
Herz und Kopf auf dem richtigen Fleck; unmerkbar und artig
Wußt' er zu warnen den Feind. Wohl war von Müffling betroffen,
Schleunig doch eilt' er nach Haus und schleuniger rief er dem Diener:
Sattle mein Pferd, sag' nichts meiner Frau, dann gehe zum Postamt,
Melde dem Herrn, die Stunde sei da. Dann nahm er noch Kleider,
Waffen und Wäsche zur Hand und packte sie eilig zusammen;
Wenig Minuten darauf, und sie ritten selbander spazieren,
Der Posthalter und er, und als sie glücklich die Thore
Hinter sich hatten, begann über Land ein gewaltiges Reiten,
Vorwärts wie das Gewitter ging's durch Dörfer und Flecken
Rastlos fort bei Tag und bei Nacht, daß das Feuer davon stob,
Ueber den Thüringer Wald auf Altenburg zu, denn es hatte
Blücher daselbst sein Hauptquartier — und sie waren gerettet.
Aber die Flucht that Noth. Am selben Abend noch wurde
Müfflings Wohnung umstellt; Franzosen, ein Bataillon stark,
Kamen plötzlich marschirt, um ihn fortzuführen nach Erfurt.
Dort zu Pulver und Blei war längst sein Urtheil gesprochen —
Heiliger Gott, welch Lärmen erhob sich im friedlichen Hause,
Seine Gattin verging vor Furcht, bis sie Alles erfahren,
Und sie betete lang, bis die Rettung des Gatten vollbracht war;
Aber dem braven Marquis hat es reichliche Früchte getragen.
Zwar verdächtig blieb er seitdem und in heimlicher Aufsicht,
Denn es vermochte sein Herr es ihm nun und nie zu vergessen,
Daß er den Müffling gewarnt, doch anders vergalt's ihm der Himmel,
Denn der gewaltige Gott bringt jeden Tyrannen zu Falle,
Aber er krönt mit herrlichem Lohn Gutthaten des Herzens,

Und der edle Marquis hat's auch in der Folge gesehen.
Denn von Vielen allein entrann er grausem Verderben
Und hat ruhig erlebt noch glückliche Tage des Alters.

*

Damals freilich erhob sich grimmiges Würgen der Völker,
Und nichts halfen dem Feind Spione, noch heimliche Späher.
Bald brach flammend es los, bald krachten die Donner bei Lützen.
Wieder zogen Franzosen herein in wimmelnden Schaaren.
Zahllos leuchteten Nachts am Berge die Feuer des Lagers.
Plötzlich, wer weiß wie es kam, erhob sich ein Kampf in den Straßen,
Knallen und Schreien und Pferdegestampf. Wie vom Boden gewachsen
Kamen Husaren herein und hieben mit Wuth in die Feinde,
Jagten sie all aus der Stadt in verwegener stürmender Hetzjagd,
Aber sie waren zu schwach. Nicht lang, so mußten zurück sie,
Wild in jagender Hast, auch ledige Pferde darunter.
Krieger saßen verwundet zu Roß — auf dem kantigen Pflaster
Stürzten die Pferde zusammen, da galt's uns Rettung zu bringen.
Einzelne flohn. Manch Einer verbarg sich in Häusern der Bürger;
Gleich drauf kamen mit klingendem Spiel Regimenter des Feindes,
Und bei der wirbelnden Trommel Getön ward also verkündet:
Wenn ihr die Feinde verbergt, so wird man euch richten nach Kriegsrecht;
Und nun begann die entsetzliche Jagd. Wohl Manchen der Braven
Zerrte man vor und band ihm die Händ und führt' ihn nach Erfurt;
Dort ist mancher, so heißt's, von französischen Kugeln gefallen.
Doch wem der Himmel Verderben bestimmt, dem schließt er die Augen,
Waffnet als Gegner ihm Wolken und Fels und Greise und Kinder.
Schon als hier die Husaren entflohn, befanden sich viele
Bürger dabei auf geliehenem Roß und im Kleide des Hauses
Unter den Mantel den Säbel geschnallt, als tapfre Recruten,
Unter andern ein Mann mit zweien der Söhne, sie zogen
Als Freiwillige aus, nicht trieb sie die Freude des Kampfes,
Sondern es war wildgährender Grimm und die heilige Rache,
Die vom Herde sie riß, nachdem er von Gräueln entweiht war.
Alt, wohlhabend, geachteten Rufs sonst war die Familie,
Bis man die Fackel des Kriegs in die friedlichen Dächer geschleudert.
Kurz nur lag französisches Volk im behäbigen Gutshof,
Doch nichtswürdiges Volk von den Schaaren Vandammes aus Süden.
Töchter waren im Haus, liebreiche, verständige Mädchen.
Lasset verschweigen mich, was sie erlebt von den schändlichen Buben.
Bald vor Grämen und Leid hinlegte sich siechend die Mutter;
Aber die Söhne verschworen sich hoch beim Grabe der Mutter
Mit dem Vater zugleich, die Noth und die Schande zu rächen.
Keiner von ihnen ist wiedergekehrt, sie kämpften und starben
Fern im französischen Land und sind an der Marne begraben;
Also ist es geschehn. Viel Tausenden ging es nicht besser.
Zorn und heiliger Grimm und die hoffnungslose Verzweiflung
Trieb die Massen zum Kampf. Freiwillige hießen sie damals,
Nicht Freischützen und Franctireurs, wie sie drüben sich nennen.
Unsere waren ein anderes Volk, als Jene, die heimlich
Lauern im Busch und in Schluchten versteckt, um zu plündern und morden.
Anders haben dereinst sich unsere Bauern betragen,

Als sie der Krieg umtobt und die Ställ' und die Scheunen verheerte.
Grund wohl hatten sie auch, den wehrlosen Feind zu erschlagen;
Aber sie thaten es nicht. Hört zu, wie es damals gegangen:

*

War da ein munterer Bursch aus dem Reich, der die darbenden Eltern
Redlich erhielt. Schon lang war er einfacher Schreiber gewesen
Beim französischen Amt, das die Truppen ernährt' und versorgte,
Also dient' er dem Feind; der Arme war schwächlich von klein auf,
Ganz untauglich zum Dienen im Feld, gut deutsch doch im Herzen,
Und so kam er vom Reich, als wieder der Krieg im Beginnen.
Wagencolonnen versorgten das Heer, mit Nahrung beladen.
Fleisch und Mehl, Reis, Rum und hunderte Fässer mit Rothwein,
Lebendes Vieh und gebackenes Brod, das führten sie reichlich.
Also zog der wimmelnde Zug zwei Stunden die Länge,
Eine Feldcarawane mit Lärm und hallendem Wirrwarr,
Pferdegestampf und Halloh, mit Peitschengeknall und Gewieher;
Sorglos ritt die Bedeckung voraus und sorgloser lagen
Ueber die Säcke gespreizt die Franzosen und rauchten die Pfeifen
Lachenden Munds. Nicht waren sie weit von Weimar gekommen,
Da in dem ärmlichen Dorf an der Straße standen die Bauern
Gaffend und flüsternd im Kreis — auch Mancher mit zwinkerndem Auge;
Rieben sich schmunzelnd die Hände geheim und musterten prüfend
Wagen und Zeug und das fahrende Gut, indessen die Pferde
Hielten im Ort. Dort trat auch Einer zu unserm Beamten,
Winkt' ihm leise beiseit in den einsamen Winkel des Hofes,
Sprach drauf: Nichts für ungut, Herr, mir will es erscheinen,
Deutscher seid Ihr und seid mit uns. Nun fahret nur weiter,
Glück auf den Weg und Glück zum Geschäft. Eins laßt Euch gesagt sein,
Vorsicht habet und Acht, wollt Ihr bewahren das Leben,
Denn die Kosacken sind nah, und es geht an den Kragen den Wälschen,
Sprach's und verschwand. „Ich stand wie verdutzt" — so erzählt' er mir selber
Später, als ich ihn kennen gelernt, „doch was war da zu thun jetzt?
Also fuhren wir fort — auch in andern Dörfern gewahrt' ich's,
Daß uns die Bauern mit spöttischem Blicke begafften, sie grinsten
Schadenfrohen Gesichts aus den Fenstern, Thüren und Tennen,
Riefen mit höhnischem Gruß: Glück auf! uns nach für die Reise.
Also kamen wir bald in die Nähe des lieblichen Naumburg,
Wo mit Burgen gekrönt sich waldige Berge hereinziehn.
Plötzlich auf einsamer Höh, scharf gegen den Himmel gezeichnet,
Blitzt es empor und bewegungslos, wie ein Springbock mit dürren
Beinen, flatternden Haars war ein seltsam geformtes Geschöpf dort,
Bald auch blitzt es zur Linken empor in unendlicher Ferne,
Dann verschwand es dem Blick, nichts merkten die stolzen Franzosen;
Sorglos zogen wir weiter dahin. Bei Naumburg geschah es,
Daß wir in dichtem Gewühl zehn Wagen gefangener Preußen
Trafen, ein jugendlich Volk, manch Einer zum Tode verwundet,
Aber mit blitzendem Aug', Officiere und Söhne des Landes;
Einen auch redet' ich an. „Seht," sprach er — „wohl sind wir gefangen,
Aber es nützt ihnen nichts, denn diesmal machen wir Kehraus,
Diesmal hagelt es Tod, und ihr letztes Brod ist gebacken;
Aber sie wissen es auch. Seht her, wie die Schurken uns foltern,
Lassen uns hungern und dürsten aus Haß und verbieten den Bürgern,
Uns zu erquicken, wie sie es gewollt, — die hämischen Teufel."

„Hauptmann," sagt' ich darauf zu dem ehrlichen Führer des Zuges,
„Laßt das nimmer geschehn, das macht bös Blut bei dem Volke,
Gebt den Gefangenen Brod und laßt von den Bürgern sie pflegen."
Endlich nach mancherlei dringendem Wort erlaubt' er die Bitte,
Reichlich wurde dem Zug Brod, Wein und Suppe gespendet —
Dann ging weiter die Fahrt der Marschkarawane gen Osten
In unendlicher Reih', nicht lange doch währte der Frieden.
Plötzlich scholl es von fern wie Pferdegetrappel im Winde,
Und wie vom Teufel gejagt erschienen die schnellen Kosacken,
Auch freiwillige Jäger zu Fuß, da krachten die Büchsen;
Und ein gewaltig Gemetzel entstand, nie sah ich dergleichen,
Zitternd wie Laub im Wind, wachsbleich wie die Leichen des Schlachtfelds
Krochen sie unter die Wagen behend, die geschwinden Franzosen;
Aber die raschen Kosacken erwischten sie doch mit den Lanzen,
Schnitten die Sträng' an den Deichseln entzwei und stürzten die Wagen
Um in den Weg. Da fielen heraus Brodlaibe und Säcke,
Fleisch und Mehl und Fässer voll Wein entrollten zum Graben,
Nicht zu beschreiben war das Gewirr, das Gedräng und der Lärmen.
Jetzt auch liefen die Bauern des Dorfs in fröhlicher Eile
Dicht in Schaaren herbei. — Nehmt — nehmt, so riefen Franzosen,
Riefen Kosacken zugleich, bevor uns die Güter verderben.
Und rips, raps mit hastigem Griff von hunderten Händen
Wurde die Beute gerafft. Mehlsäck' und Fässer des Weins voll,
Fleisch und gebackenes Brod und die ledigen stampfenden Pferde,
Alles führten die Bauern hinweg. Die ganze Colonne
Unsres gewaltigen Zugs verschwand wie ein Nebel im Winde;
Aber ich wurde gefangen, und vorwärts ging es nach Sach'en,
Bis in das Hauptquartier, noch stand es in Altenburg damals,
Und man bracht' mich in Haft bei ehrlichen Bürgern des Städtchens,
Kaufherr war der vortreffliche Mann, mit Kindern gesegnet,
Rosige Mädchen die einen, halbwüchsige Buben die andern,
Die mit Säbel und Helm schon meisterlich spielten Soldaten;
Während die Mutter den Brei für den jüngsten am Feuer besorgte,
Saßen die älteren Schwestern bei Seit und nähten und strickten.
Schüchtern brachten sie Brod und sahen verstohlen den Fremdling
Seitwärts an und mit stockendem Wort entwichen sie hastig,
Aber der Jüngste, der schrie laut auf in der schaukelnden Wiege,
Von Großmutter gepflegt, die lang von erschrecklichen Zeiten
Hüstelnd erzählt und zum Beten ermahnt und sich schaudernd bekreuzte;
Wahrlich den Kleinen beneidet' ich da. Wir darbten und litten.
Aber er träumt' im Bett den glücklichen Zeiten entgegen. —
Wo in so trefflichem Haus so fleißige Kraft sich entfaltet,
Da wohnt, dacht' ich bei mir, auch helfende Christengesinnung.
Und mit frohem Vertraun gewann ich den ehrsamen Hausherrn.
Herr, so redet' ich leis und erzählt' ihm meine Geschichte,
Könnt Ihr zur Flucht mir verhelfen, ich will's Zeitlebens Euch danken.
Und der vortreffliche Mann, gerührt von menschlichem Mitleid,
Bot von den eigenen Kleidern mir dar; als es Abend geworden,
Schlich ich hinaus von dem gastlichen Herd, doch wohin in der Nachtzeit?
Keinem Sterblichen war ich bekannt, fast mußte ich weinen —
Mutterseelenallein auf fremder unwirthlicher Landstraß',
Düster zogen die Wolken herein, und es regnet' in Strömen.
Ach, verlassener nie hab' ich je mich im Leben gefunden.
Bald doch kam es bedenklicher noch, in der Schenke der Vorstadt,

Wo ich mir Obdach erbat, dort fanden sich böhmische Reiter
Kartenspielend beim Bier. Zum Unglück trug ich noch Hosen
Aus französischem Tuch, das hatten die Späher erkannt bald,
Und sie nahmen mich fest, nichts half mir die offenste Wahrheit.
Fort in's Gefängniß führte man mich als Spion der Franzosen,
Wenn nicht ein Wunder vom Himmel geschah, nichts konnte mich retten.
Und wir schritten zum Markt, ich selbst vom Profosse begleitet.
Sieh, da begegneten wir dem Hauptmann der preußischen Jäger,
Einer von denen, die jüngst wir erquickt am Thore von Naumburg;
Später waren sie Alle befreit von den raschen Kosacken. —
Hauptmann, kennt Ihr mich noch? — so sprach ich zum wackeren Kriegsmann.
Denkt Ihr des Tags vor Naumburg noch? — da glänzte sein Auge,
Und er umarmte mich gleich. Ihr seid es, ja wohl, ich erkenn' Euch,
Seid nur getrost, und er führte sofort mich selber zum Rathhaus
Durch das Gedränge die Treppen empor zu den preußischen Richtern.
Dort kam Alles zu Tag, und der Hauptmann leistete Bürgschaft
Vor dem gestrengen Gericht, und weil ich mich menschlich bewiesen,
Ließ man mich frei, auch reichte man mir nothwendige Schriften,
Schutzpapiere für meine Person, auch ein übriges Zehrgeld
Gab man mir auf den Weg, ich aber dankte von Herzen.
Auf den geheimsten Pfaden des Walds und der Thüringer Berge
Schlich ich nun sacht in die Heimat zurück und pries meine Rettung."
Also hat er mir's selber erzählt. Zu Kräften gekommen
Trat er später in's preußische Heer und focht an der Katzbach,
Auch bei Leipzig und Waterloo noch. Mit dem eisernen Kreuze
Kehrt' er zurück und baute sein Haus, ein schönes in Bamberg,
Freite sodann sich ein wackeres Weib, eine Tochter desselben
Kaufherrn war es in Altenburg dort, wo er Rettung gefunden;
Nimmer vergaß er dies Haus und er führte die Gattin nach Bayern.
Oft dort traf ich ihn an, und er lebt noch heute in Ehren
Als Veteran in dem eigenen Haus bei munteren Enkeln,
Hochgeehrt in der Stadt, in blühender fester Gesundheit,
Auch mit mancherlei Aemtern bedacht — ein Orakel für Alle,
Und dem Rathe der Stadt allzeit dienstfertig mit Umsicht. —

*

Lene, nun gib mir die Büchse herab und die silberne Dose.
Haben doch meinen Tabak im Quartier die Reserven verbraucht fast;
Zwar man jammert und klagt, blickt scheel und schmält auf den Stadtrath,
Soll man nur zwei, drei Mann herbergen in eigener Wohnung;
Kinder und Mägde begrüßen sie gern, sie bringen Commißbrod,
Helfen im Haus und erzählen vom Feld die schönsten Geschichten;
Damals war es noch anders — behüt' uns in Gnaden der Himmel!
Zahlreich pochten sie an, und es wurde geflucht und gewettert.
Hühner und Wein, das war ihr Begehr, doch der Braten von Kalbfleisch
Flog zum Fenster hinaus, sammt Kraut und kräftigem Hausbrod.
Viel zu gering war die ehrliche Kost. Nur die silbernen Löffel
Nahmen sie mit. Blutarm längst waren die Eltern geworden,
Und wie zitterten All', wenn nur an die Thüre geklopft ward.
Schlimm nicht hausten Franzosen allein, auch die wilden Kosacken
Trieben es arg und ärger nachher in Dörfern wie Städten.
Mein Großvater, der hat es noch oft mit Thränen erzählt uns.
Pfarrer war er bei Erfurt einst in den Jahren der Schande.
Dreimal hatten sie ganz die freundliche Pfarre verwüstet,

Auch sein Leben bedroht, doch zuletzt, als Kosacken noch kamen,
Barg er sich droben im Thurm und unter dem Stuhle der Glocken.
Wohl drei Nächte verbracht' er in Angst und in Hunger und Kälte,
Aber aus Wuth ward ihm das Pfarrhaus gänzlich verwüstet,
Alles Geflügel stachen sie ab und zerschnitten die Betten,
So daß Daunen wie Schnee schlohweiß aus den Fenstern entflogen.
Freilich entfloh sein ältester Sohn zum Schwager nach Buttstadt,
Zog ihm das Roß aus dem Stall, um zum nächsten Commando zu reiten,
Aber ihn nahm der Kosack im freien Felde gefangen,
Nahm sein muthiges Roß ihm ab, und gebunden mit Stricken
Mußt' er laufen im Staub und ward mißhandelt von Knuten;
Also hauste der Russe bei uns, trotzdem er uns Freund war,
Und nun könnt Ihr Euch denken, wie wild erst gewüthet der Erbfeind.
Dennoch hielt man bereit noch Unterschlupf für so Manchen.
Bunt war die Zeit, manch' Lebensgeschick ging drunter und drüber;
Aber die Allmacht wacht' ob jeglichem einzelnen Haupte,
Und der gewaltige herrliche Gott bringt Alles zu Ende;
Er sei gelobt, kein müßiges Wort ist die Treue der Deutschen,
Immer bewahrt in Noth und Gefahr seit undenklichen Zeiten
Fand sie noch immer den herrlichsten Lohn am Ende der Tage,
Wie bei jenem erfahrenen Mann, der mir eben zu Sinn kommt. —

*

Abend war es, wir saßen am Tisch, wir hungrigen Kinder,
Um das dampfende Abendgericht: Erdäpfel in Schale.
Plötzlich da huscht die Christine herein, die bedächtige Hausmagd.
Heimlich flüstert sie: Herr, es wartet dadraußen ein Fremder,
Möcht' Euch sprechen. — So ruft ihn herein, antwortet der Vater.
Aber das will er ja nicht — sprach ärgerlich wieder Christine.
Nun, dann muß ich hinaus — und wuchtigen Schrittes verschwand er,
Aber ich selbst schlich heimlich ihm nach, von der Neugier getrieben.
Himmel, wer war's — ein verwilderter Mensch in Lappen und Lumpen,
Struppigen Barts und umwickelt den Fuß, so lehnt' er am Pfeiler,
Grau vom Staube und braun von der Luft, ein Gespenst aus der Hölle.
Zitternd streckt' er die Hand dem staunenden Vater entgegen;
Wie, Silvester, bist Du's? ausrief voll Schrecken der Vater,
Und schon lagen sich Beid' in den Armen und Herzen am Herzen.
Aber der Fremdling sprach, und weinerlich bebte die Stimme:
Sage mir, sind noch Franzosen im Haus — dann bin ich des Todes.
Nein, war die Antwort. — Dem Himmel sei Dank, dann lasset mich schlafen,
Obdach gebt mir, zu ruhn, vielleicht nur ein Lager zum Sterben,
Denn drei Wochen nun irr' ich umher, wie ein Hirsch vor der Meute;
Wankend trat er jetzt ein, schlich sachte bis hinter den Ofen,
Ward dann heimlich zu Bette gebracht im hintersten Stübchen.
Keinerlei Warnung bedurft' es. Wir all', Dienstboten wie Kinder,
Waren im Schweigen geübt, Herr Gott, welch wunderbar Schicksal!
Bald nun erfuhren wir Alles. Der Gast war ein Jugendgespiele
Unseres Vaters, wie er aus Hildburghausen gebürtig.
Schon vor Jahren im Reiche gelang's östreichischen Werbern,
Ihn zu fangen im Spiel — so kam er zum Heer nach Italien,
Ueberall focht er seitdem als Tapferster unter den Tapfern,
Bis er — bei Austerlitz war's, mit Vielen der Seinen gefangen.
Aber man brachte sie nicht nach Paris, man schleppte zum Meer sie,
Ueber den Ocean weg zu der glühenden Sonne Cayennes,

Dort erst schienen sie sicher, allein sie erreichten das Ziel nicht.
Denn auf offener See stieß man auf englische Kreuzer;
Klar war der Tag, und donnernd erklang der Gruß der Kanonen
Ueber die schimmernde Fluth, roth wehte die Flagge des Krieges —
Aber der Kampf war kurz, schwach war die Bemannung der Schiffe,
Sämmtliche wurden erstürmt und genommen vom englischen Sieger,
Und die Gefangenen waren nun frei, doch der ehrliche Deutsche
Nahm jetzt englischen Dienst, gar hoch stand damals im Preise
Menschliche Kraft und menschliches Blut, drum war er willkommen.
Gleich drauf loht' es in Spanien auf. Die geknechteten Völker,
Müde des fränkischen Jochs, des verhaßten, erhoben sich trotzig,
Und durch Iberien brach wildrasend die Flamme des Aufruhrs.
Wellington zog, wie ihr wißt, dem ringenden Volke zu Hülfe.
Noch war England allein der Freiheit gesegnete Zuflucht.
Auch der verwegene Freund aus Hildburghausen, der's damals
Schon zum Fähndrich gebracht, war mitgezogen gen Süden,
Schlug sich tapfer und wurde gerühmt in den Schlachtenberichten,
Und schon sollt' ihn dafür die Ernennung zum Lieutenant belohnen.
Lang mit Wechselerfolg war in Westen und Norden gefochten,
Als ein entscheidender Kampf an der Brücke des Stromes bevorstand.
Laut vor der Front jetzt rief man sie auf, freiwillige Schützen,
Auch Silvester trat vor — Glückt's Euch, die Brücke zu decken,
Bis die Bewegung des Heers am andern Ufer vollendet,
Sagte der Führer, dann ist das Patent Euch gewiß, doch die Braven
Wußten, es galt fast sicheren Tod anf verlorenem Posten,
Und die Entschlossenen kämpften gefaßt, so fielen sie Alle;
Auch der verwegene Freund sank wuchtig getroffen zu Boden,
Doch die Armee war gerettet und mit den Posaunen des Ruhmes
Pries man die Helden in jedem Bericht der britischen Blätter.
Zwar mit dem Leben noch kam er davon, der verwegene Deutsche,
Aber sie schleppten ihn fort nach Bordeaux auf's Neue gefangen,
Wo er mit allerlei Volk nun verblieb in dem strengsten Gewahrsam.
Leichter doch wurde die Haft, als Siege sich häuften auf Siege,
Und so ließ man die Armen auch oft sich am Hafen ergehen.
Schiffe von jeglichem Volk mit hochaufragenden Masten
Ankerten dort, und es wimmelte stets am Strande von Menschen.
Oft wenn die Wogen des Meers aufrauschten zu Füßen des Aermsten,
Faßt' ihn das Sehnen mit Macht zu entkommen hinüber nach England,
Oder nach Haus. Lang blieb es ein Traum, doch endlich gelang es.
Einem schwedischen Schiffscapitän, leutselig und edel,
Klagte der Dulder einmal, wie die nagende Sehnsucht ihn quäle.
Könnt Ihr erreichen mein Schiff, doch ohne Gefahr mir zu bringen,
Sagte der Brave, so will ich Euch gern mitnehmen nach England
Und zudrücken ein Aug', doch wißt nur, Ihr waget das Leben. —
Wirklich in stürmischer Nacht entkam aus der Festung der Deutsche,
Sprang in die wogende See, schwamm hin zu dem schwedischen Schiffe,
Kletterte triefend empor und verbarg sich im untersten Raume
Hinter den Fässern und Ballen, und erst auf der Höhe des Meeres
Kroch er hervor, nach Tagen der Qual zum Gerippe verfallen.
Voller Entsetzen wich Alles zurück vor dem Schatten des Grabes.
Aber da sprach der Schiffscapitän zur versammelten Mannschaft:
Sehet, dies ist ein englischer Mann, der Treue will halten.
Unserem Schutze vertraut er, drum wird ihn auch Keiner verrathen,
Falls Durchsuchung uns droht, — und es gaben ihm Alle das Wort drauf.

Zwar nach England kamen sie nicht, denn Stürme und Nebel
Kreuzten die Fahrt und trieben das Schiff unaufhaltsam nach Norden,
Bis in der Höhe von Christiansstadt sich der Himmel besänftigt.
Nun gen Schweden lenkte das Schiff und im Hafen von Stockholm
Stieg der Deutsche zu Land, hülflos und von Allen verlassen;
Bald brach Armuth und Elend herein auf den muthigen Dulder.
Kaum als Bettler vermocht' er sein jämmerlich Dasein zu fristen;
Endlich auf dänischem Schiff, das nach Hamburg Güter geladen,
Trat er in Dienst als Knecht — wie jubelte heimlich sein Herz auf,
Als er die Thürme begrüßt der gewaltigen, prangenden Reichsstadt.
Aber noch eh' er betrat den geheiligten Boden der Heimat,
Ward er gewarnt, denn Marschall Davoust stand damals in Hamburg,
Und mit spähendem Blick ward jeglicher Fremdling gemustert.
Aber dem Freunde gelang's beim Dunkel das Land zu gewinnen.
Und nun schritt er zu Fuß bei Nacht und Nebel elbaufwärts,
Barg sich in Wäldern bei Tag und wanderte weiter am Abend,
Kämpfte mit Hunger und Frost, und oft in den schlafenden Dörfern
Mußt' er auf Leben und Tod mit den wüthenden Hunden der Höfe
Kämpfen — sie bissen ihn wund und zerfetzten das dürftige Kleid ihm,
Wund auch war ihm geschwollen der Fuß und zerrissen das Schuhwerk.
Wochenlang ging es so fort, bis er endlich erreichte die Saale
Und das gesegnete Thüringerland, da begann er zu weinen.
Aber noch fern war das Ziel, denn Franzosen und wieder Franzosen
Füllten die Straßen des Lands. Gen Leipzig stürmte der Heerzug.
Kaum noch gelang's dem verkümmerten Mann durch die Linien zu schleichen
Und so kam er im Weimar'schen an, todtkrank und verwildert
Und im Gebeine noch Fieber und Furcht; wohl Tage und Wochen
Lag er zu Bett, bis er langsam genas und sich mählig erholte.
Heimlich pflegten wir ihn, denn zahlreich waren die Späher;
Endlich verließ er uns gänzlich geheilt, und er küßte uns Kinder,
Ging dann über den Wald, bis er Hildburghausen erreichte
Und die Seinen begrüßt'. Nicht lang doch hielt's ihn zu Hause,
Denn wie zu Lande nicht findet die Ruh, wer zur See sich getummelt,
So auch behagt nicht Frieden dem Mann, der gekostet vom Kriegsruhm.
Drum nach Monden bereits fortzog er zu Fuße nach Holland;
Aber in stürmischer Zeit lag überall nieder die Schifffahrt.
Dennoch wagt's der verwegene Mensch mit wenig Gefährten,
Und so fuhren auf schwankendem Boot sie muthig hinaus im
Sturm auf's wogende Meer und nach England, der Insel der Freien.
Endlich dacht' er am Ziele zu sein der peinlichen Irrfahrt,
Hoffend, man würde sofort ihn zu Schiff auf's Neue befördern
Zum Regiment, doch er hatte den Kelch nicht zur Neige geleert noch.
Nirgend am wimmelnden Port, noch auch im unendlichen London
Lebt ihm ein Freund. Im Ministerpalast, im staunenden Kriegsrath
Lacht man ihn aus und weist ihm die Thür, denn unmöglich erscheint e ,
Daß er dies Alles erlebt. Man hielt es für Märchen und Lügen,
Was er erzählt, und es schalt ihn zuletzt fast Alles Betrüger.
Schweres zu tragen vermag wohl ein Mann in den Stürmen des Schicksals,
Bleibt ihm die Hoffnung getreu; doch Hohn für Treue zu ernten —
Englischen Schimpf für die deutsche Geduld und die deutsche Bewährung,
Das erschöpfte das Maß, nichts blieb mehr übrig als Sterben.
Schon zum Tode gefaßt, so schlich er müde am Strand hin —
Einmal noch himmlisches Licht und die ewigen Sterne zu grüßen,
Einmal noch heimlich zu weinen, gedacht' er der Lieben der Heimat,

Dann ein Sprung in die tosende Fluth, und von Allem der Abschied.
Also war es bestimmt; doch plötzlich, er hatte die Brücke
Kaum noch erreicht, so begegnet ein Mann ihm im Schmucke der Waffen.
Und er erkennt den Major, der in Spanien einst ihn befehligt,
Redet ihn an, und er nennt ihm den eignen, vergessenen Namen.
Sieh' da erschrickt der Major, dann umarmt er ihn heftig und stürmisch,
Ob er in Lumpen auch war, und führte sofort in den Club ihn,
Wo im mächtigen Saal, bei Musik im Glanze der Kerzen,
Offiziere sich ruhend ergehn und Redner des Volkes.
Seht hier, sprach der Major, den tapferen, ehrlichen Deutschen.
Sämmtliche Schlachten im spanischen Krieg hat er rühmlich bestanden,
Hat auch errettet das Heer an jener gefährlichen Brücke.
Sämmtliche fielen, doch er ist lebend und glücklich entronnen,
Und nun kommt er, der Fahne getreu, von Neuem nach England.
Wahrlich, die deutsche Geduld ist selten auf Erden zu finden.
Gott weiß, was er noch sprach, doch Jubel und Beifall erhob sich.
Für den Braven sofort ward im Kreise des Tisches gesammelt.
Drauf am folgenden Tag ward in's Parlament er geführt und
Dorten gebraucht ihn ein Redner als Schild, um beträchtliche Ford'rung
Abzuzwingen dem Haus der Gemeinen, und wiederum hieß es:
Seht ihn Euch an, den Deutschen, der treu sich zur Fahne gehalten,
Männer, wie solcher, sie bürgen uns noch für die Ehre der Menschheit,
Bürgen dafür, daß Helfer uns noch und Freunde geblieben.
Und so setzte die Ford'rung er durch der beträchtlichen Summen.
So ward unseres Landsmanns Ruhm zum Tagesgespräch bald,
Ueberall ward er gefeiert und hoch auf Händen getragen.
Reich an Ehren und Gold, und sofort zum Lieutenant erhoben,
Folgte der Held von Neuem dem Heer zum Kriege und Siege,
Focht bei Waterloo mit, ward belobt von dem eisernen Herzog.
Drauf nach Indien ging er im Dienst des englischen Staates,
Jahrelang schien er verschollen für uns, doch endlich — erwachsen
War ich indessen schon längst und die Haare des Vaters ergrauten —
Da nach fünfzehn Jahren erschien an der Thüre des Gartens,
Wo ich zu schaffen mir machte, ein Herr gar stattlichen Ansehns,
Ordengeschmückt, vornehm und stolz wie ein Lord in der Haltung.
Fremd war ihm mein Gesicht, denn er fragte sogleich nach dem Vater,
Aber ich kannt' ihn sofort an dem tönenden Klange der Stimme,
Unsern Frembling von einst, den Flüchtling von Hildburghausen,
Und ich führt' ihn hinein, und auf Wochen verweilt' er im Hause.
Seht, so sprach er, nun hab ich mir doch noch die Heimat erobert,
Und mir erworben die Ruh. Er lebte fortan in Hannover,
Reich und geehrt, als Major, von beträchtlichem englischen Jahrgeld;
Oft auch hat er im Laufe der Zeit uns besucht noch in Weimar,
Bis er in Hildburghausen verstarb im achtzigsten Jahre.
Oftmals denk' ich an ihn als das Urbild tüchtigen Deutschthums,
Das sich in Treue bewährt und in Ehren in jeglichem Lande.
Ueberall gilt ja die Kraft, drum wollen wir glücklich ihn preisen;
Jetzt da, vereint zum Reich, germanische Treue und Urkraft,
Künftig bleibet im Land und den eigenen Fahnen nur dienet. —

*

Gestern hab ich den Lieutenant gesehn von den blauen Ulanen.
Welch ein vortrefflicher Mann, gottlob, daß er wieder genesen.
Trauriges Loos, vor dem Feinde im Feld, eh' ein Schuß noch gefallen,

Jäh zu stürzen zugleich mit dem Roß, daß Arme wie Beine
Brachen; kein Mensch hat gemeint, er käme davon mit dem Leben.
Herbst und Winter lag er am Tod, dann fuhr er im Rollstuhl,
Aber nun warf er die Krücken hinweg und sitzet zu Rosse
Wieder wie sonst; zwar verblüht sind ihm die Lorbeern für diesmal,
Aber doch theilt er den Ruhm der gefürchteten, kecken Ulanen,
Die oft kamen wie Wind und wie Wind dann wieder geschwunden,
Stets zum Schrecken des Feinds und bestaunt von den Völkern Europa's.
Damals im herrlichen Jahr hat's auch an Reitern gefehlt nicht —
Mancher verwegene Streich ward gewagt zum Staunen des Feindes,
Denn nur Kühnheit gewinnt so Herzen wie Burgen im Sturme.
Schon im Herbste von Dreizehn war's. Es drängten und schoben
Zahllose Massen von Westen nach Ost — Kanonen und Reiter.
Junge Garden, Pariser Geschlecht, mit klingendem Spiele
Zogen sie ein und vorbei. So ging's längst Tage, wie Wochen;
Rings die Gegend wimmelte bunt von französischen Völkern —
Plötzlich hieß es: der Feind ist da, und wirklich, so war es,
Funfzig Reiter sprengten herein, Kürassiere von Oestreich.
Mutterseelenallein an der Spitze ein hessischer Prinz ritt.
Nichts begehrt er — die Herzogin nur, seine einzige Schwester,
Wollt' er begrüßen, zugleich auch Abschied auf immerdar nehmen.
Und so ritten sie Alle zum Schloß und stiegen vom Pferde,
Aber die tausend Franzosen rings, sie waren erschrocken,
Und verkrochen sich scheu; schon glaubten den Feind sie im Rücken
Und im Marsch das verbündete Heer mit zahllosen Schaaren;
Aber indessen im Schloß ward heiter gezecht und gejubelt,
Und bei frohem Bankett gab's mancherlei Märe zu melden.
Zwar der Hof, er erzitterte bang und man hegte Bedenken,
Solcher verwegene Streich könnt' enden mit blutigem Schrecken,
Aber der tapfere Prinz saß sorglos und lachend bei Tische —
Ei, wir wissen schon, wie's hier bestellt, drum konnten wir's wagen,
Merken soll es der Feind, daß wir frei uns bewegen und regen
Ohne Furcht vor Verrath — bald sind nun die Maschen vollendet
Von dem gewaltigen Netz, in dem sie verstrickt und verloren.
Zwar, wie es endet, das steht bei Gott — es wird ein gewalt'ger
Ringkampf sein — es ist Zeit, zu bestellen sein Leben im voraus.
Aber haltet nur aus — faßt Muth, wir bringen Befreiung!"
Drauf in einer Kalesche des Hofs fortfuhr er nach Jena,
Und die Reiter voran. Niemand versucht ihn zu halten;
Doch als am Abend des Tags der fürstliche Wagen zurückfuhr,
Traf er sechstausend Franzosen im Marsch, um den Prinzen zu fangen;
Längst schon war er davon und sie hatten mit Aerger das Nachsehn.
War ein tapferer Streiter der Prinz, sein leuchtender Name
Zog voran in den Tagen der Noth. So gewaltige Helden
Auch aufstanden im preußischen Heer, ihn achteten Alle.
Zwar, wo Helden zu Tausenden kämpften, verschwindet der Einzle.
Bücher und Sagen verkünden noch heut die gewaltigen Thaten
Von der Verachtung des Tods, von des Feinds hintosendem Ansturm,
Von den verbrennenden Dörfern und Tausenden armen Gefallnen,
Doch verlanget kein Bild. Von greisen Kriegsveteranen
Muß man es hören, was sie erlebt und was sie geduldet. —

*

So ging draußen es zu auf den weiten Feldern von Leipzig,
Doch wie's drinnen bestellt in den volkreich wimmelnden Straßen,
Keine menschliche Zunge vermag das Entsetzen zu schildern.
Eure selige Mutter — ihr wißt — war gebürtig aus Leipzig,
Damals war sie ein Kind von kaum sechs Jahren, doch ewig
Blieben die Bilder ihr tief in das junge Gedächtniß gegraben.
Oftmals hat sie's erzählt — ihr würdiger Vater war Kaufmann;
Aber im Herbst als die Schlachten entbrannt, fern irrt er auf Reisen
Bis nach Prag und nach Wien, um dort beim Kaiser zu klagen.
Denn drei Schiffe zur See, drauf all sein Vermögen verwandt war,
In ausländischem Gut, sie waren von Kreuzern gekapert
Und am Abgrund stand sein Geschäft, drum reist' er zum Kaiser;
Aber die treffliche Frau, die Großmama blieb bei den Kindern
Ohne Beschützer im einsamen Haus in der Straße von Grimma;
Monatelang überfüllten es jetzt Generäle von Frankreich,
Reiche, gewichtige Herrn, die höflich waren und menschlich,
Auch bedauerten oft sie die hilflose Frau und beschenkten
Sie wie die Kinder vom reichlichen Tisch und erließen die Schatzung;
Aber als drohender dann der Verbündeten Völker sich schaarten,
Da ging's drunter und drüber im Haus in den Tagen des Schreckens.
Oft noch hat sie's erzählt. Dumpf dröhnte das Krachen und Donnern
Draußen im grauenden Tag. Am Abend saßen die Garden
Dann vor dem Haus in den Straßen der Stadt, auf dem Pflaster gelagert,
Rings um Feuer geschaart, auch reihenweis hin an den Wänden.
S' war viel jugendlich Volk aus Paris, aus den besseren Ständen,
Aber die heitere Laune war hin. Viel zierliche Burschen
Jammerten leis und beteten still, doch andere tobten,
Laut verwünschend den Krieg und den Kaiser, den Schlächter der Menschen,
Denn sie wußten es wohl, sie waren zur blutigen Schlachtbank
Alle bestimmt, und der kommende Tag bereits konnte sie fällen.
Schon mit dem grauenden Morgen begann die donnernde Feldschlacht.
Plötzlich verstummte der Lärm, und es hieß nun käm' es zum Rückzug.
Doch dann knattert' es wieder von Ost und näher und näher.
Endlich um Mittag war's, da that sich langsam das Thor auf,
Und langhallender Jubel erscholl — jetzt kommen die Preußen!
Weit aufflogen die Fenster, und zahllos sahen die Köpfe
Ueber die ragenden Häuser herab von den Dächern und Erkern.
Aber zuerst kam russisches Volk: Kosacken, Baschkiren
Wild auf winzigem Roß, dann trabende Gardeschwadronen,
Endlich die preußische Infanterie, von Pulver und Staube
Braun die Gesichter, doch fröhlichen Muths im rüstigen Eilschritt.
Jauchzend begann von den Fenstern ein Schwenken der Tücher und Rufen
Weithinhallend die Straßen entlang bis zum brausenden Markte.
Brod und Braten und flogen herab, Weinflaschen und Würste.
Jeglicher gab, was er sorgend erspart, nun den hungernden Schaaren.
Das war Jubel wie nie — doch ach, nur kurz war die Freude
Für die Meinen im Haus. Kaum waren die Straßen geöffnet,
Sieh, da erscheint aus Wien die schwarzversiegelte Botschaft:
Schon vor Monaten sei der Vater des Hauses gestorben
Draußen fern in der Kaiserstadt am schleichenden Fieber,
Er, der vermögende Mann, verlassen im Armenspitale.
Lang noch weinte die Witwe, verwaist mit den darbenden Kindern;
Aufgewachsen in Reichthum und Pracht, nun in Armuth gesunken,
Zog sie des folgenden Jahrs hierher in ein freundliches Städtchen;

Damals hab ich sie kennen gelernt und die lieblichen Kleinen.
Also verschlingt der zerstörende Krieg das Besitzthum des Bürgers
Nicht blos draußen in mordender Schlacht — ein Jeder empfindet,
Wenn die gewaltige Noth auf friedliche Völker hereinbricht.

*

Schön ist der Kranz, und sauber gestickt ist die Fahne, Charlottchen
Auch das sinnige Transparent mit dem Bilde des Kaisers
Ist dem Gottfried geglückt. Ja, feiert nur Feste des Sieges,
Glücklich seid ihr bewahrt vor Jammer und Gräueln des Krieges
Hier in behaglicher Ruh, da im Feindeslande das Heer steht,
Und die Freude des Siegs ward nicht von Sorgen verkümmert.
Anders jedoch ging's uns. Wir lagen ja mitten im Kriegsfeld,
Selbst die Kunden des Siegs erneuerten tödtliche Schrecken,
Denn wir hatten zu sehn und zu dulden die Flucht und den Rückzug.
Was uns etwa geblieben zur Noth, das fraß die Verheerung,
Raublust, rächender Grimm eines zuchtlos wilden Gesindels;
Also ward uns vergällt selbst reinste, belebendste Freude.
Immer noch weiß ich's, wie heut, am Zwanzigsten war's im October
Jenes gewaltigen Jahrs, da kam die geflügelte Kunde,
Daß ein entsetzlicher Kampf drei Tage bei Leipzig gewüthet,
Aber es sei nun geschlagen der Feind und bereite den Rückzug.
Glücklicher hieß es für uns: bei Eckartsberga vorüber
Zög' im Norden das fränkische Heer; am Markte wie draußen
Standen die Bürger geschaart, da nahm mich der Vater am Arme,
Und wir eilten zum Webicht hinauf bis zum Walde bei Tiefurt.
Herbstlich still war der Tag, auf Meilen hin hüllten die Nebel
Thäler und Höhen, umsonst versucht es die Sonne zu leuchten.
Plötzlich zog es wie Schatten im Duft, und es klirrte und blitzte:
Nahende Mannschaft war es bereits, Regimenter von Oestreich,
Kürassiere wie Artillerie, die gekommen im Eilmarsch;
Hier doch hielten sie still, leer standen am Wald die Kanonen,
Denn man hatte die Pferde geführt hinunter zum flachen
Strande der rauschenden Ilm, da faßten die Bürger ein Herz sich
Und wir drängten uns durch und sprachen mit Diesem und Jenem.
Alle sie blickten mit Ernst. Viel schwiegen in Trauer, und Andre
Schliefen, am Graben zu Boden gestreckt, oder schliffen die Säbel.
Plötzlich ertönt langhallend ein Horn, dann wirbelnde Trommeln —
An die Gewehre stürmte das Volk, doch die Bürger erschrocken
Wichen zur Seite — der Feind! — der Feind! — erhob sich Geschrei rings —
Und nicht lange, so donnert's im Thal, und es donnert im Norden
Jenseit der Stadt — durch Nebel und Glanz herfaust es wie Kugeln —
Welch ein entsetzlich Geschrei, welch wogendes Rennen und Reiten!
Doch die Bürger getrauten sich nicht zur Heimat hinunter.
Immer noch seh ich den grämlichen Schott, ein Schuster von Handwerk,
Und den verwachsenen Pilz, ein Kaufmann war es vom Markte,
Auch war Campe dabei, ein hustender kränklicher Sattler,
Alle so bleich wie die Wand und es schlotterten ihnen die Beine;
Aber indeß sie noch standen im Rath, kam ein Oberst geritten,
Grüßt' und sprach: „Sagt, Kinder, wer kennt hier die sämmtlichen Brücken
Ueber die Ilm?" Wir nannten sie all. „Wer Lust, uns zu führen,
Steige zu Pferd! — Uns scheint's, der Feind will noch einmal sich stellen —
Hier kann's kommen zur Schlacht, noch sichrer drüben bei Erfurt,
Lieber doch wär' es uns hier; bald folgt uns die ganze Armee nach —

Nun, wer zeigt sich bereit?" Wohl erbot sich mein muthiger Vater,
Doch wer sorgte für mich, für den scheuen, verlassenen Knaben? —
Also fand sich der Schuster bereit und setzte zu Pferd sich,
Hielt sich fest an den Hals, weil bäumend immer das Thier stieg.
Und jetzt zog sich der Nebel empor, und sieh es erglänzten,
Thäler und Höhen im funkelnden Licht, und die Fernen im Dufte.
Welche gewaltige Schau — da wogten die Straßen und Hügel
Weit von ziehendem Volk — zehntausend Männer aus Oestreich,
An sechstausend Reiter dazu nebst funfzig Kanonen —
Weitum hallte der Grund von dem dröhnenden Schritt der Colonnen,
Wie vom Pferdegestampf. Mit Schrecken aber erfahn wir,
Daß in der Stadt schon entbrannte der Kampf. Zwar Einzelne liefen
Muthig hinab zu dem Thor und kamen zur Brücke des Sternes,
Die mit eiserner Pforte zur Zeit alltäglich geschlossen,
Jetzt doch rasselt sie auf, und drei sechsspännige Wagen
Jagten hindurch. Gleich hieß es, es flüchte der Hof sich des Herzogs.
Richtig, es saß mit finstrem Gesicht in dem Wagen der Herzog,
Schweigend noch winkt er uns zu. Wir benutzten den glücklichen Zufall,
Und mit ängstlicher Hast eindrangen wir über die Brücke.
Aber die Stadt war still, so still wie zu Nächten ein Friedhof,
Kein Franzose zu sehn, die waren entflohn miteinander —
Leer auch waren die Straßen am Markt, so kamen wir langsam
Endlich nach Haus, kaum hatten wir Zeit voll Angst zu erzählen,
Als ein Traben begann mit hellem Trompetengeschmetter
Und sechstausend Husaren, zugleich Kosacken, Dragoner,
Kamen herab und sprengten hindurch in ganzen Schwadronen —
Herrschaft, niemals gesehn ward solch ein Traben und Jagen!
Stundenlang ging es so fort, und es hallte der Markt und die Straßen
Von dem Gestampf, von dem Siegeshurrah und den schnaubenden Pferden,
Aber das war nur Beginn. So dauert' es Wochen und Monde,
Denn nun folgte die ganze Armee der verbündeten Mächte:
Völker aus Osten und Nord und Reiter aus Asiens Wüsten,
Tschutschen mit Bogen und Pfeil und die schlanken Tungusen im Pelzrock;
Pferde mit wallendem Schweif, langmähnig, doch winzig von Ansehn,
Dann Kürassiere der Mark auf hoch starkknochigen Gäulen,
Bunte Husaren aus ungrischem Land mit Schnüren und Tressen
Leicht auf flüchtigem Roß der Steppe, dann schwedische Reiter —
Doch wie könnt' ich nur all' die herrlichen Schaaren euch schildern!
Unser ärmlich Gehöft lag voll von Soldaten und Pferden,
Aber wir Kinder, wir schliefen auf Stroh im hintersten Stübchen.
Manchmal spielten mit uns die rauhen Gesellen des Schlachtfelds —
Meist doch lagen sie still, wie todt, auf den Treppen des Hauses
Schlafend, als wär' es der ewige Schlaf, vom Morgen zum Abend.
Einmal war es bei Nacht, da pocht' es mit Macht an die Hausthür.
Vier Mann wollten noch Unterkunft mit Bedienung und Pferden.
Vier Mann, gütiger Gott — und alle Räume gefüllt schon! —
Wollt Ihr den Stall — sonst nichts — sie waren es schließlich zufrieden,
Und mit flackerndem Licht ging unsere Magd, sie zu führen;
Aber sie kam voll Schrecken zurück zu dem wartenden Vater —
Herr, wen habt Ihr zum Stalle geschickt, das sind Generale!
Lauter gewaltige Herrn mit goldenen Krägen und Orden!
Schleunigst eilte der Vater hinab, nicht wenig erschrocken.
„Edele Herrn, Sie verzeih'n, vielleicht noch schaffen wir Hülfe,
Kommen Sie rasch," und sofort beim Nachbar wollte man läuten,

Aber die Herren erwiderten ihm: „Nein, laßt uns im Stalle,
Jegliches Obdach scheint uns gerecht — vier Tage und Nächte
Lagen wir draußen im offenen Feld im Frost und Moraste,
Eins vor Allem ist Noth, gebt schirmend ein Haus, wo es warm ist,
Sonst nur wollen wir Schlaf, nur Schlaf und zum drittenmal Schlaf nur —."
Aber am anderen Tage begrüßten sie herzlich den Vater
Mit aufrichtigem Dank, bevor sie weiter gereist sind,
Sprachen: „Wir sind nicht Krieger, wir sind nur Beamte des Heeres,
Doch wenn es uns so ging, dann mögt Ihr bedenken, wie groß erst
Unter den Truppen die Noth — Gott helfe uns weiter zum Siege!" —
Damit fuhren sie ab. Noch einmal kehrten sie wieder.
Schon im folgenden Jahr, da der rühmliche Friede geschlossen,
Kam er selber, der Intendant im prächtigen Wagen,
Mit der Gemahlin zugleich und Beide begrüßten und herzten
All' uns Kinder im Kreis, und also sprach er zur Gattin:
„Siehe, hier ruht' ich mich aus bei den ehrlichen Leuten in Weimar
Nach fünf Tagen der bittersten Noth — nun sollst du sie kennen,
Sollst auch sehen den Stall, wo die Nacht wir in Frieden geschlafen."
Lang noch blieben sie hier und beschenkten uns Alle mit Güte,
Nahmen dann Abschied und fuhren davon und doch kam es noch einmal —
Auch nach Frist eines Jahrs, zum Wiedersehen in Weimar.
Ende Junius war's in der Zeit des reifenden Sommers,
Lang nichts hatte die Welt von den Heeren in Flandern vernommen,
Schwül lag brütende Angst auf allen Gemüthern im Volke.
Plötzlich rollt' es herein in die Windische Gasse — ein Wagen
Hielt vor unserem Haus, und der Intendant war es wieder;
Aber der Wagen war fremd, ein ächt französisches Kunstwerk,
Auch mit Schellen die Pferde behängt von normännischer Race;
Aber der Vater kam eilig herzu von dem obersten Stockwerk.
Grüßend zog er die Kappe vom Kopf und starrte mit Staunen.
„Arnold" — sagte der Intendant — „ich wollte Sie sehen.
Zwei Minuten nur bleiben wir hier — die Pferde vom Posthaus
Bringt man uns her — bis dahin will ich Großes vertraulich Euch künden:
Eine gewaltige Schlacht bei Waterloo wurde geschlagen,
Niedergemäht ist der Feind, und der Kaiser auf immer vernichtet,
Heute gewiß schon in unsrer Gewalt. Lord Wellington stand ihm,
Aber die Preußen entschieden die Schlacht noch am sinkenden Abend,
Und in rasender Flucht zerstob die Armee der Franzosen.
Sehet das schöne Gefährt dort wurde dem Feinde genommen,
Eigenthum ist es gewesen des Marschalls selbst von Bassano,
Doch wir nahmen es weg mit Orden, Papieren und Cassen.
Auch Napoleons Wagen erbeuteten wir im Verfolgen —
Ich, Freund, bin der Courier nach Berlin und der Bote des Sieges,
Lauft und verkündet's der Stadt, noch Niemand weiß von der Kunde.
Meldet dem Volke zu Jubel und Heil: der Krieg ist zu Ende. —
Jetzt lebt wohl!" So fuhr er davon, der gemüthliche Gastfreund;
Aber der Vater verließ das Haus und lief auf den Marktplatz,
Dann in's städtische Amt und dann in die Häuser der Freunde,
Ueberallhin sie mit jubelndem Ruf verkündend, die Botschaft:
Kinder, der Krieg ist aus, und der Kaiser ist endlich gebändigt!
Aber die Bürger verspotteten ihn mit bedenklichen Mienen.
Niemand hat es gewagt, das Ungeheure zu glauben.
Nachmittages zuletzt entbot den Vater der Herzog:
„Arnold, was redest du da und jagst mir die Bürger in Aufruhr?

Wir noch wissen von nichts — wer hat dich zum Narren gehalten?"
Aber der Vater erzählte darauf die ganze Geschichte.
„Nun," sprach lächelnd der Herr, „glaubt nur, denn der Glaube beseligt."
Erst am Abend des Tags kam sichere Kunde mit Briefen
Und auf einmal begann die mächtige Glocke zu läuten
Droben am Thurm vom Schloß, mit gewaltigen herrlichen Tönen
Sieg verkündend dem harrenden Volk und Frieden auf Erden.
Da, da strömten die Bürger zum Markt, so damals wie heute,
Und mit Thränen im Aug' umarmten sich Freunde wie Feinde. —

*

Horch! die Glocken verkünden bereits den dämmernden Morgen.
Geb' es uns Gott, daß sie bald zur Feier des Friedens ertönen.
Frieden, wer weiß wie lang es noch währt, wie Mancher noch draußen
Leben und Wohl hinopfert, wer weiß — auch der brave Johannes,
Unseres Nachbars einziger Sohn. Sei freudig, Charlotte,
Wie es der Braut eines Kriegers geziemt. Sei muthig und standhaft.
Lang schon steht er im Feld, nun ist's schon Wochen und Monde,
Daß kein Brief von ihm kam, doch ich weiß, er ist noch am Leben.
Gestern sagte der Platzadjutant, der nahm mich bei Seite:
Nachricht ist von ihm da — und verwundet ist unser Johannes,
Weinet nur nicht — ich weiß noch mehr, sie bringen ihn heute,
Und er lebt noch und hofft. Wir gehn mit einander zum Bahnhof,
Sechs Uhr kommen sie an, das hab' ich bisher euch verheimlicht,
Hab' euch Anderer Sorgen erzählt, um die eigne zu mindern.
Meuchlerisch trafen sie ihn und wer weiß, wenn den Mörder sie richten,
Sprechen sie ihn noch frei und es jubelt die tobende Menge,
Wie es geschehn zum Entsetzen der Welt — doch wahrlich, ein Volk, das
Meuchelmord gegen den Feind bei nahendem Frieden erlaubt hält:
Solche Nation ist gerichtet vor Gott, und es schweiget das Mitleid,
Geht sie zu Grunde dereinst in Blut und in rauchenden Trümmern,
Wie es schon größeren Völkern geschehn seit Babel und Salem.
Aber nun kommt, denn die Zeit ist nah, wir müssen hinaus jetzt,
Und den Verwundeten gilt's mit freudigem Gruß zu empfangen —
Morgen dann wollen wir gern mitfeiern der Truppen Zurückkunft!

Zu spät.

Skizze von Ada Christen.

In der großen Stube ist es still, kalt und dunkel. Eine Ecke ist schon ganz in Finsterniß gehüllt, und nur den hohen Fenstern gegenüber zeichnen sich helle Vierecke an der Wand und auf die Diele ab. Die glänzende Schneefläche, die vor dem einsamen Gehöfte liegt, wirft das frostige Licht. Auch einen Eichentisch streift der Strahl. Eine verbogene Lampe steht dort neben einer halbleeren großen Weinflasche und querüber liegt ein leichtes Jagdgewehr.

Nur bisweilen unterbricht ein hohler Ton die unheimliche Stille: die tauben Kohlenreste im Kamin fallen kollernd zusammen, und aus dem finstersten Winkel der Stube klingt wie ein Echo dieses Geräusches ein kurzer jäher Seufzer. Es regt sich dort, und gleichsam die Finsterniß mit seinen Armen zertheilend tastet sich ein großer breitschulteriger Mann zu dem Tische. Eine nervige Hand greift zitternd in den Lichtstreifen, faßt die Flasche, — und die Flasche ist beinahe leer als sie die Hand wieder an ihren Platz stellt. Mit schweren unsicheren Schritten nähert sich der einsame Trinker dem Fenster, lehnt sich lässig an den Rahmen und stiert auf die Schneefläche hinaus. Sein verwittertes Gesicht röthet sich, er reibt mit der verkehrten Hand seine Stirne, pfeift durch die Zähne und geht von dem Fenster nach der Thüre, von der Thüre wieder zurück.

Im Kamin summt und flüstert es, draußen aber regen sich sachte die Bäume als wollten sie die schwere Schneelast abwerfen, sie schütteln sich stoßweise und ein furchtsames Zittern irrt durch alle Zweige und Zweiglein. Der Mann öffnet den kurzen dichten Jagdrock über der Brust und schaut mit ironisch=neugierigem Blick hinab auf sein zerfallendes Gehöfte. Das große Thor hat nur noch einen Flügel in der Angel hängen, der andere liegt neben der Mauer am Fahrwege. Wie jetzt der eine Flügel sich unmerklich bewegt und leise ächzt, fast wie ein Mensch! Da lächelt der Mann.

Durch den Schlot pfeift und singt der Wind herein. Kleine Steinchen fliegen rechts und links anschlagend in die Asche und der große schwarze Hund, der neben dem Kamin liegt, knurrt im Traume und zuckt mit den Beinen. Im Vorübergehen tätschelt der Einsame den Kopf des Thieres und zündet gedankenlos die Lampe an. Er tauscht die leere Flasche mit einer vollen um, und als er sie versucht, wird er lustig und singt mit heiserer Stimme ein Studentenlied.

Jetzt aber wird es in dem einsamen Hause lebendig, es schnarrt und pfeift in allen Gängen, es regt sich in allen Winkeln und Ecken. Die großen geschnitzten Schränke

ragen in das flackernde Licht hinein und sie krachen und stöhnen gleich den Dielen. An der Decke flattert ein abgerissenes Stück Tapete hin und her, und ein feiner Sand rieselt aus den Rissen auf den Tisch herab. Die Fensterladen im oberen Stockwerke klappern und an alle Thüren pocht es leise.

Der Hausherr dreht den Docht seiner Lampe höher, steckt die Hände in die Taschen und schaut mit herabgezogenen Mundwinkeln zu der Decke empor. Plötzlich aber schlägt er aufgeschreckt mit der schweren Faust auf den Tisch, denn es flog heulend um das Haus, rüttelte an allen Balken und schleuderte in dem Gemache, das über der großen Stube lag, etwas dröhnend zu Boden. Der Hund drängt sich lauschend an seinen Herrn und knurrt gedämpft. Der Mann aber wirft das Gewehr über die Schulter, nimmt Lampe und Flasche in eine Hand und geht schwankenden Schrittes in jenen finstern Winkel zu jener geschnitzten Wendeltreppe, auf der er früher im Dunkel saß. Seine robuste Gestalt bebt, wie er die erste Stufe betritt, und je höher er hinansteigt, desto trotziger wird sein erst so ausdrucksloses Gesicht, und langsam läßt er immer wieder die Hand durch den wirren Vollbart gleiten. Oben angekommen trinkt er noch einmal und stößt mit einem Ruck die Thüre auf...... Der Sturm treibt ihm weiche seidene Gardinen entgegen, er schiebt sie zur Seite und hält die Lampe über sein Haupt, um zu sehen, was ihn und seinen Hund aus ihren Träumen aufgerüttelt.

„Ah das ist's," murmelt er, und stößt mit dem Fuße die weißen Scherben der Venusstatue fort, die zertrümmert am Boden liegt. Der Sturm hatte die Balkonthüre eingedrückt und die Säule umgestürzt, auf welcher jenes kleine Kunstwerk stand.

Mit halbgeschlossenen Augen geht der einsame Mann durch das kleine kostbare Gemach, und vorsichtig die Pfoten aufziehend, folgt ihm sein Hund. Das Thier schnuppert rechts und links und drängt sich immer wieder an seinen Herrn. Ein Faustschlag auf die Balkonthüre und wieder einer, die Riegel halten; fest und ohne einen Blick auf das üppige Gemach zu werfen, wendet er sich zum Gehen — aber da gleitet der flackernde Lichtschein über den Teppich, sein Auge folgt dem zitternden Strahl, folgt ihm über die kostbaren Möbel, die reizenden Bilder, die feinen Spitzen, dorthin zu dem Spiegel, wo ihm sein eigenes verzerrtes Antlitz entgegenschaut. Hastig stellt er die Lampe fort, läßt das Gewehr von der Schulter fallen, ballt die Hände und schüttelt sich als ob er aufwachen wollte — und wieder sieht er sich um, zuckt die Achseln und betrachtet sich dann mit einem öden Lächeln seine Umgebung.

Behutsam hebt er die Gardine dort und lehnt den schweren Kopf an die Säule, die den Baldachin des weißen Lagers trägt. Mit stumpfsinniger Neugierde beugt er sich nieder, berührt die Stelle, wo ihr Haupt geruht, sinnt und sinnt und kämpft mit alten Erinnerungen und mit Bildern, die ihm seine Trunkenheit zeigt. Jetzt glättet er das weiche Kissen und seine Finger umklammern ein kleines Häubchen, das dort lag, er vergräbt sein Antlitz in die feinen Gewebe ihres Lagers und flüstert mit geschlossenen Augen: „Maria — Maria!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Draußen schweigt der Sturm. Nur manchmal trägt ein Windstoß einen zitternden geheimnißvollen Laut aus der Ferne heran, es klingt als ob ein Schlitten über den harten Schnee huschte, oder als ob flüchtige Hufe aufschlügen. Jetzt noch ein Wind-

stoß — ein letzter jetzt — und nun ist es wieder todt und still um das weltferne Gehöfte.

Der Mann aber hat sich erhoben. Die Hände auf die Knie gestützt, den schweren Kopf in die Hände ruhend, so sitzt er am Rand des Lagers und nennt immer und immer wieder den Namen seines Weibes. — Seit sie ihn verließ, hat er dieses Gemach nicht mehr betreten, oh, er hat auch die Tage und Nächte nicht mehr gezählt, die er einsam verlebte, er hat nur — getrunken. — Seine Liebe, seinen Zorn, seine Eifersucht, seinen Haß, Alles — Alles — hat er vertrunken. Seine Diener bestahlen ihn und liefen fort, seine Heerden verendeten, sein Haus verfiel, er — trank, sang, lachte. — Alles war werthlos für ihn, da sie ihn betrogen hatte, da sie ihn verlassen — Alles war vorbei.

Nur seine alte Amme hielt bei ihm aus: „Es ist eine Schande, daß Du selber ein Weib wirst, weil Dir Dein Weib davon lief," sagte sie eines Tages händeringend.

„Magst Recht haben, Alte," erwiederte er, und lud sein Gewehr und legte es neben die Weinflasche.

Jetzt aber, als er dasaß in dem Gemache, wo noch ein Hauch jener Wohlgerüche schwebte, die sie einst so sehr liebte, jetzt kam allmählig der Zorn — da, da glitt sie hin über den Teppich, die Treppe hinab, an seinem Bette vorbei — hinaus — in die Arme des Andern, hinaus in die Welt.

Eine wilde Eifersucht erfaßte ihn bei diesem Gedanken.

Ein kleiner Schuh lag vor ihm, er hob ihn auf — gedachte der kleinen, kleinen Füßchen, und er meinte, sie müsse sich nur versteckt haben; er biß die Zähne übereinander, und lauschte hin in jenen Winkel, wo sie sich oft versteckte. Eine brennende Sehnsucht sie lachen zu hören überkam ihn, er griff in die Luft hinein und flüsterte: „Komm, komm, mein Weib, mein geliebtes Weib." — — — — — — Der Nachtwind bewegte dort an der Thüre die seidene Gardine, daß sie knisterte und rauschte, wie das Gewand einer Frau. Der Hund legte eine Pfote auf die Hand seines Herrn, schaute hin und winselte freudig — die Klinke regte sich leise und geräuschlos öffnete sich die Thüre . . . . .

„Küon, was ist das?" lallte der Mann und starrte auf das lauschende Thier.

Und freudig heult der Hund auf, denn die Thüre öffnet sich weiter, der Mann erhebt sich, taumelt einen Schritt vor, der Luftzug weht ihm jenen wohlbekannten Duft entgegen, der halbverflüchtigt noch in diesem Zimmer schwebt, und dort zwischen Thür und Rahmen ruht auf der Klinke eine schmale millionenmal geküßte Hand. Er sieht nichts als diese Hand, er will hin, seine Füße tragen ihn nicht, er will rufen, die Zunge liegt erstarrt im Munde, seine Brust arbeitet, alles in ihm drängt nach der Thüre, auf deren Schwelle sein heimgekehrtes Weib steht . . . . . .

Ein wilder Schrei, wie der eines Raubthiers, gellt durch das Haus — der Bann ist gebrochen, mit einem Sprunge steht er an der Thüre und schleppt das todtblasse zitternde Wesen wie eine Beute in die Mitte des Gemaches. Doch da verläßt ihn die Kraft, er wankt, stößt die Frau von sich und sinkt in einen Stuhl.

Sie kniet entfernt von ihm. Ihre großen traurigen Augen hängen an seinem zerstörten Gesichte, näher und näher schleppt sie sich auf ihren Knieen, die gefalteten Hände strecken sich zu ihm empor und ihr blasses Antlitz fällt auf seine Füße

nieder. Wie dunkle Schlangen rollen ihre Locken über den weißen rosendurchwirkten Teppich, sie liegt stumm vor ihm, und küßt seine Füße.

Er beugt sich zu ihr nieder und betrachtet mit seltsamer Aufmerksamkeit die weiße Linie, die das dunkle Haar theilt, es ist als könnte er an nichts denken, als an diesen Scheitel, aber der Hund neben ihm röchelt und zuckt, und er sieht, daß er sich fest an das Halsband des Thieres hält, so fest, daß er den Hund fast erwürgt hätte. —

Wie sie so vor ihm liegt und ihre gepeinigte Seele stumm zu Gott fleht, daß er sie hier sterben lasse, da fällt ein einziger brennender schwerer Tropfen auf ihren Scheitel, sie schreckt auf, sie umklammert die Knie ihres Gatten, ihre Zähne schlagen krampfhaft aneinander und wie eine Sterbende ächzt sie: „Weine nicht!"

Sie faßt seine eiskalte Hand, sie rüttelt ihn, sie schreit ihm zu: „Um der Barmherzigkeit willen, weine nicht, tödte, zertrete mich, aber weine nicht — rede, rede, Du unglückseliger Mann! — Ich weiß, was ich aus Dir gemacht habe — die Reue, die Verzweiflung, die Sehnsucht trieb mich zu Dir zurück — Reichthum und Liebe ließ ich, um Verachtung und Strafe von Dir zu holen — hab' Erbarmen, — rede!"

Er faßte sie an den Schultern, bohrte sein Auge in das ihre und frug mühsam: „Warum gingst Du von mir?!"

„Nenne es Wahnsinn, Rausch — ich weiß es nicht — ich weiß nur, wie elend es Dich und mich machte" .....

Er hob müde die Hände von ihren Schultern, schüttelte die Frau von sich und wies nach der Treppe.

Noch einmal sah sie verzweifelt flehend zu ihm empor, dann zog sie ihren Mantel zusammen und schritt gegen die Thüre. Wie sie die Hand an die Klinke legte, flammte es auf in seinem Antlitz, mit einem raschen Griff erfaßte er sein Gewehr, legte auf sie an, und warf es im nächsten Augenblick achselzuckend fort. „Geh'," flüsterte er heiser, „geh' für immer, Du kamst zu spät." —

Er trank die Flasche leer und stierte mit rothunterlaufenen Augen hinaus auf die Schneefelder.

Er sah, wie sie mit demuthsvoll geneigtem Haupte dahinschritt durch die bleifarbene Morgendämmerung. Große weiße Schneeflocken wirbelten und tanzten um die dunkle Gestalt. Der schwarze Mantel und ihre langen Locken flogen schwer hinter ihr. Er sah sie den Fahrweg entlang gehen, immer neben den hohen Pappeln, die sich mehr und mehr zusammen zu drängen schienen — nur undeutlich sah er jetzt ihre Umrisse durch den wirbelnden Nebel — dort schlossen sich die Pappeln, sie war verschwunden.

Mit nervösem Zittern richtete sich der Mann jetzt hoch auf, machte in der Luft die Geberde als bräche er etwas Unsichtbares entzwei, dann lehnte er sich in den Stuhl zurück, ließ den Kopf auf die Schulter sinken und flüsterte mit einem schläferigen Lächeln — Zu spät! —

Proben aus Giusti's Gedichten.

Von Robert Hamerling.

1. Strafcodex für Staatsbeamte.

Unser weiser Landesvater
Hat zur Förderung des Staatsrechts
Streng verfügt mit eigenhänd'gem
Hochverehrlichem Erlasse,

Daß fortan auf g'raden Wegen
Wandle jeder Angestellte:
Andernfalls will er bestraft ihn
Nach dem folgenden Gesetze.

Wenn ein königlicher Kämm'rer
Oder Sekretär, ein Schlaukopf,
Stopft in alle Löcher seine
Creaturen, dumme Teufel —

Wenn ein Kanzler sein Profitchen
Sucht in Schuld und Steuersachen,
Mancherlei Begehrlichkeiten
Für's Gemeindewohl entwickelnd —

Wenn ein Polizeiinspector
Hält den Sack — wenn ein Spion,
Um den Sold nicht zu verlieren,
Einen Hochverrath erfindet —

Das sind Dinge, ganz verzeihlich,
Das sind menschlich kleine Schwächen,
Ueber die der Landesvater
Seine Hand nicht streckt zu strafen.

Doch im Fall des Kassendiebstahls
Gilt als Regel: Wer genug stahl,
Um zu leben von der Beute,
Diesen soll man laufen lassen.

Und wer wenig stahl, der finde
Gnad' im Fall, daß constatirt ist,
Daß er stahl um Geld zu setzen
In das königliche Lotto.

Plündert uns ein öffentlicher
Architekt, ein Wegbauführer,
Hat sofort im Land man eine
Neue Steuer auszuschreiben.

Ein Gerichtsvicar, verrufen
Wegen Roheit, wird enthoben
Und befördert anderswo zum
Wirklichen Gerichtsverwalter.

Einen königlichen Rath, der
In der Sitzung gähnt, den hat man,
Weil ansteckend ist das Gähnen,
In den Ruhstand zu versetzen.

Neigt er seiner Wage Zünglein
Dorthin wo die Spende größer,
Gebe man statt der Galeere,
Ihm mit vollem Sold den Abschied.

Ein Minister, der ein Schafskopf,
Soll, weil er mit Fürsten umging,
Den Geheimrathstitel haben
Und das Kreuz pour le mérite.

2. Das Pabstthum des Pater Peter.

Pater Petrus ist ein freundlich-
Schlichter Mann, ein wack'rer, braver,
Welcher lebt und leben läßt.

Anspruchslos, genügsam ist er,
Vom Ertrag des kleinen Gärtchens
Bringt er seine Tage hin.

Kürzlich nun geschah's, da träumt' ich
Von dem wunderlichen Manne,
Daß man ihn zum Pabst erwählt.

Auf dem Stuhle von Sanct Peter
Wurmt' ihn erstlich der Gedanke
An die Schuldenlast des Staats.

Er behielt vom Vaticane
Blos den letzten Stock: die andern
Gab er weg an Miethspartei'n.

Aufhob er die Dateria,*)
Und zur Schenke ließ er machen
Das Castell Sant' Angelo.

Aus dem Quirinale macht' er
Ein Spital für Priester, welche
Leiden an der Wasserscheu.

Die Prälaten decimirt' er;
Sbirren, Schweizer, Zolleinnehmer,
Und Legaten dankt' er ab,

Sammt dem ganzen Dienertrosse,
Der des röm'schen Zwingers Saugschwamm,
Krebsgeschwür und Schandpfuhl ist.

Und er wollt', daß, so geläutert,
Schuldfrei das gemeine Wesen
Wieder fall' an's Volk zurück.

Seinen Cardinälen spielt' er
Hundert Streiche von derselben
Stets originellen Art:

Mit den Ignoranten macht' er
Kehraus, und die andern schickt' er
In die Seelsorg' auf Pfarrei'n.

Jeden Hemmschuh der Gedanken
Schafft' er ab; den Index warf er
In die Glut durch Henkershand.

Und geneigt stets zu verzeihen,
Ließ er über seinen Beichtstuhl
Schreiben: Datur omnibus.

Ueberzeugt daß die Extreme
Lächerlich sind an sich selber
Und sich oft berühren auch,

Wollt' er in der Christenherde
Weder Teufel, weder Engel,
Menschen nur von Fleisch und Bein.

Er verlangte, daß ein jeder
Mann auch sei ein Mann von Ehre,
Alles And're — transeat.

Gleißnern sowie Libertinen
Beiderlei Geschlechtes wies er
An zu strenger Contumaz

Einen abgeleg'nen Stadttheil,
Abgesperrt, der, Scherzes halber,
Christen-Ghetto ward genannt.

Kleinlich eitle Grübeleien
Ueber religiöse Dinge
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Allzuvieles Psalmenheulen,
Allzuvieles Glockenläuten
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Priester, welche Kirchengüter
Ueber das Bedürfniß häuften,
Straft' er mit dem Kirchenbann.

Solch' seltsames Treiben schauend
In der Wirrniß meines Traumes,
Kam es mir nicht anders vor,

Als säh' in sothanem Pabste
Ich den Fürsten untergehen
Und den Priester auferstehn.

Auf die Kniee sinken wollt' ich,
Als den Blick mir abseits lenkte
Einer fremden Stimme Klang.

Da erblickt' in einem Winkel
Ich versched'ne Kronenhäupter,
Die sich gaben Rendezvous.

Und von diesen Gäuchen einer
Haranguirte die Versammlung
Wie ein Stachelschwein so barsch:

„Nein!“ so rief er, „nicht gewähren
Darf man lassen solch vertrackten
Pabst, der den Apostel spielt;

Der da so in Christi Namen
Mit des Evangeliums Netzen
Fischen will was unser ist.

'S ist ein Pabst, bornirt und ehrlich,
Dem es ernst mit seinem Amte:
Geben wir ihm Rattengift!“

*) Die päbstliche Kanzlei.

Romanzen, Legenden, Sagen und Verwandtes.

Von Bauernfeld.

Marien-Sagen.

1. Aus der Wiener Himmelpfortgasse.

Im Kloster zur „Himmelspforte“
Klara, die Pförtnerin,
War treu dem Dienst ergeben
Der Himmelskönigin.

Und vor dem Heiligenbilde
Lag flehend auf den Knieen:
„Ich liebe, Du weißt, den Ritter!
Ach, hast Du mir's verziehen?

„Er will mein Herr und Meister,
Mein treuer Gatte sein;
Ich weis' ihn ab, vernehm' ich
Aus Deinem Munde: „Nein!“ —

Sie lauscht. Maria lächelt
In stiller Gloria. —
„Du schweigst? Du nickst? O Heil'ge,
Ich danke Dir für Dein „Ja!“ —

„Die Pfortenschlüssel leg' ich
Hier nieder vor dem Altare;
Maria sie empfange,
Statt meiner sie bewahre!“ —

Vermält und in der Fremde,
Klara, die Fromme, Milde,
Täglich mit ihrem Gatten
Kniet vor Maria's Bilde.

Doch ward dem muntern Junker
Das Beten schier zu viel;
Er war von leichten Sitten,
Und liebte den Trunk, das Spiel.

Hofirt' auch hübschen Dirnen;
Die Frau, nachsichtig, mild,
Verzieh ihm Manches, kniet er
Nur vor Maria's Bild.

Doch er, erhitzt vom Weine:
„Bin Ritter, frei und edel!
Laß mich zufrieden, sag' ich,
Mit Deinem Heiligentrödel!“ —

Und so mit bösen Worten,
Taumelt in's Schlafgemach,
Liegt bald in wirren Träumen;
Sie blickt ihm trauernd nach.

Kniet vor dem Heiligenbilde,
Und unter Thränen klagt:
„Dein „Ja“, es brachte mir Unheil —
Ach, hätt'st Du „Nein“ gesagt!“ —

Mit Schmerzen überdenkt sie
Der Ehe kurzes Glück;
Den Fehltritt will sie büßen,
Kehrt flugs in's Kloster zurück.

Und an der „Himmelspforte“
Tritt ihr Maria entgegen:
„Die Schlüssel will ich wieder
In deine Hände legen.

„Nicht ahnen die Klosterleute,
Daß Schwester Klara entwich:
Ich hab' deinen Dienst verrichtet
In deiner Gestalt, für dich.

„Dein eig'nes schwaches Herze
Hat dich in Irre getrieben;
Doch will ich dir verzeihen,
Weil du mir treu geblieben.

„Nicht „nein“, noch „ja“, das merke,
Sprach ich im Gotteshaus;
Und wenn ich künftig schweige,
So lege dir's klüger aus.“

---

2. Maria und der Maler.

Der Maler malt ein Marienbild,
Das blickt so innig, so hold und mild!
Er malt auch den Teufel daneben,
Recht häßlich, so recht nach dem Leben.

Der Satan im Aerger streckt seine Krallen,
Und will den Maler überfallen;
Maria im Bilde rührt die Hand,
Und droht dem Teufel, der flugs verschwand.

3. Maria und die Mutter.

Eine Mutter betet brünstig
Vor der Statue Maria's,
Die das Jesu-Kindlein hält
Holden Lächelns in den Armen.

„Hast Dein Söhnlein!" ruft die Mutter —
„Bist auch glücklich, daß du's hast!
Sieh', mein Sohn ist weit von hier,
Ist gefangen, wohl gar todt!

„Lebt er noch, o so befrei' ihn,
Send' ihn mir zurück, du Heil'ge!
Bis dahin nehm' ich Dein Kind
Mir als Pfand und trag's nach Hause." —

So geschah's. Der kleine Jesus
Ward auf einen Purpurteppich
Hingestellt. Die besten Speisen
Setzte ihm die Mutter vor. —

Nächsten Morgen kam der Sohn
Wohlbehalten aus dem Feldzug.
„Dich hat mir die Mutter Gottes
Neu geschenkt! Sie sei gepriesen!" —

Und die Erdenmutter stellt ihr
Flugs das Jesulein zurück.
„Nimm nicht übel meine Unart —
Weißt ja, wie wir Mütter sind!"

Die neue Magdalena.

Die schöne Gräfin trauert
Um ihren geliebten Gatten —
„Die Welt ist für mich abgethan,
Seit er im Reich der Schatten!" —

Die fromme Gräfin Beate
Legt ein Gelübde ab,
Im härenen Gewande
Pilgert zum heiligen Grab.

Mit treuen Kreuzesbrüdern
Singt sie die Litanei;
Bei Askalon gerathen
Sie alle in Sklaverei.

Ach, im Harem die Dame!
Die treuen Brüder indessen
Bei harter Arbeit bekommen
Mehr Schläge als zu essen.

Die überfromme Gräfin
Kasteit' ihren schönen Leib;
Den wilden Saracenen
Gefiel doch das liebliche Weib.

Und mancher Scheik vergnügte
Sich an Beate's Reizen;
Was blieb der Armen übrig?
Zu dulden und sich zu bekreuzen! —

Das Lösegeld kam endlich,
Die Gräfin war befreit,
Verließ die Heidenländer,
Versäumte keine Zeit!

Doch eh' sie kehrt zur Heimat,
Lenkt sie den Schritt nach Rom,
Wirft vor dem Papst sich nieder
In Petri heiligem Dom.

Und unter Thränen beichtet,
Was sie erleiden müssen;
Die unfreiwilligen Sünden,
Sie sehnt sich, sie abzubüßen.

Doch aus des Papstes Munde
Ward ihr das Wort verkündigt:
„Du hast ja nicht, du Reine,
An dir nur ward gesündigt!

„Absolvo te." — Er reicht ihr
Zugleich die Tugendrose. —
Beate trocknet die Thränen,
Zufrieden mit ihrem Loose.

Bald saß sie nun zu Hause,
Im stillen deutschen Franken,
Bei ihren blöden Mägden,
Und hatte ihre Gedanken.

Das Schloß war kahl und einsam,
Kein Wechseln und kein Wandern,
Der Schloßhund selber gähnte,
Es glich ein Tag dem andern.

Ein plumper schwäbischer Junker
Warb um der Wittwe Hand,
Er hatte sehr viele Ahnen,
Und wenigsten Verstand.

Die Gräfin seufzte und bangte,
Wußt' nicht, wie ihr geschah,
Und sagte in der Zerstreuung
Zu seinem Werben: Ja.

Doch bald faßt bittere Reue
Der Gräfin zart Gemüth —
Es naht der Polterabend,
Die Braut erschrickt und — flieht!

Sie zieht durch Städte und Länder,
Zieht bis zum brausenden Meer —
Da klingt's ihr aus schäumenden Wogen,
Der Busen wird ihr so schwer!

Delphine plätschern und springen
Im flüssigen Element;
Die Luft geschwängert mit Düften —
Wohl aus dem Orient!

Die Myrrhen- und Ambragerüche
Sie wehen aus Morgenland,
Erzählen so süße Märchen,
Und duften so penetrant.

Auch an die Datteln und Feigen
Mahnt es die flüchtige Braut —
In Deutschland reifen nur Aepfel,
Und Rüben und Sauerkraut.

Da hält sich Beate nicht länger,
Es rauschen und locken die Wogen,
Und nach dem gelobten Lande
Ist sie auf's Neue gezogen.

„Lebt wohl, Ihr Mägde und Junker,
Leb' wohl, mein schläfriges Franken!
Nach dem glühenden Oriente,
Dahin steh'n meine Gedanken!

„Wo Jesus Christ geschritten,
Wo seine Spuren haften,
Wo er gelitten, im Lande
Der Leiden und Leidenschaften.

„Wo Jakob gefreit die Rahel,
Wo Wunder wurden verrichtet,
Wo das hohe Lied der Liebe
König Salomo gedichtet!

„Wo Maria mit dem Kindlein,
Und die mit der büßenden Thräne,
Die viel geliebt, der viel auch
Vergeben — Magdalene!“ — — —

Die süßen Wasser rieseln,
Die Meereswogen rollen —
In Deutschland die fromme Gräfin
Vergessen und verschollen.

Die süßen Wasser rieseln
Am Bosporus in den Gärten —
D'rin wandelt eine Schöne
Mit dem stattlichen Gefährten.

Der Türke schmaucht behaglich
Die duftige Narkose —
Es schmückte seinen Turban
Die päpstliche Tugendrose.

Der Herzensschlüssel.

Lustspiel in einem Aufzuge von Hieronymus Lorm.

(Zum ersten Male aufgeführt im Hofburgtheater am 21. Mai 1851.)

Personen.

Herr von Wohlmann, Gutsbesitzer.	Baron Dorsan.
Mariette, seine Tochter.	Balthasar Mühlinger.
Claudine, ihre Gesellschafterin.	Ein Diener.

Die Handlung spielt auf dem Gute Wohlmann's.

Scene: Ein Pavillon; rückwärts geöffnete Glasthüren, die den Garten erblicken lassen. Blumengestelle rechts und links im Hintergrunde. Im Vordergrunde rechts vom Zuschauer ein Tischchen, um welches mehrere elegante Gartensessel stehen. Links ein Tischchen, worauf Albums und ein Zeichnenbrett.

Erster Auftritt.

Mariette (links im Hintergrunde, seitwärts, an einer Tapetenthür mit Auf- und Zuschließen beschäftigt). Claudine (rechts am Tische sitzend, eine Tapisserie in Händen).

Claudine. Was machen Sie denn, Mariette? Ich höre Sie nun schon eine halbe Stunde den Schlüssel in dieser curiosen Thüre hin- und herdrehen und das ewige Knarren ist die einzige Antwort, die ich bekomme.

Mariette. Ach, Claudine, wenn Sie das Knarren dieses Schlüssels verstünden! — Es ist ein schwärmerischer Gesang!

Claudine. Alle Achtung vor dem Talent Ihres Schlüssels — aber er ist keine Jenny Lind; mir braus't der Kopf!

Mariette. Und mir das Herz!

Claudine. Setzen Sie sich zu mir, kleine Sphynx! (Es geschieht.) Und nun lassen Sie meine profanen Ohren in gewöhnlicher Menschensprache hören, was in Ihnen vorgeht. Sie sind schon während des ganzen Vormittags in einer Bewegung, wie Sie es nicht an Ihrem Verlobungstage waren. Seitdem sind schon sechs Monate, also Zeit genug, sich zu fassen!

Mariette. Ja wohl, aber wer kann für neue Ereignisse stehn?

Claudine. Für eine Braut darf es gar keine neuen Ereignisse mehr geben.

Mariette. Und doch, Claudine, könnte ich Ihnen eines mittheilen, — aber es ist ein Geheimniß, so merkwürdig, wie noch nie eins verschwiegen wurde.

Claudine. Eine Braut darf auch gar keine Geheimnisse mehr haben.

Mariette (aufstehend). Immer und ewig „Braut"! So oft ich diese Kette klirren höre, erfaßt mich doppelte Lust, sie zu sprengen.

Claudine (aufstehend). Was höre ich? Mariette? Ich weiß, Sie lieben den Baron, woher auf einmal dieser Wankelmuth?

Mariette. Wankelmuth? Ich bin kein weiblicher Ritter Toggenburg, der auf zwei Meilen Entfernung geduldig harrt, das Antlitz nach der Stadt gewendet, bis es dem Lieblichen gefällt, sich zu zeigen. Wissen Sie, daß es nun schon vier Wochen sind, daß ihm dies nicht gefallen hat? Ja, Sie Glückliche, Sie brauchen nicht wie ich die Tage der Vernachlässigung zu zählen.

Claudine. Sie zählen die Tage bis er kömmt, — nun Gottlob! dann hat es noch keine Gefahr.

Mariette. O, Sie schreiben dies auf Rechnung meiner Empfindung, Sie haben Unrecht, Claudine, es ist blos meine Empfindlichkeit, die zählt.

Claudine. Sie wird schwinden.

Mariette. Und der letzte Rest von Gefühl mit ihr.

Claudine. Der Baron wird heute, längstens morgen kommen.

Mariette. Es ist zu spät.

Claudine. Ein garstiges Wort, das selbst in der Weltgeschichte nicht mehr beliebt ist. Es kann Ihr Ernst nicht sein, Mariette.

Mariette. Ich hoffe, Sie davon zu überzeugen. Sie wissen, es war der heißeste Wunsch meines guten, lieben Vaters, daß ich mich dem Baron verlobe, es war auch sein heißester Wunsch, wie er mir oft betheuerte und — (mit unterdrückter Empfindung) vielleicht auch der meine. So geschah es denn, aber es war ein Unrecht von mir, Claudine, — mich band ein früheres Verhältniß.

Claudine. Es ist nicht möglich. Lassen Sie sehen, Sie sind erst achtzehn Jahr alt. Seit Jahren sind Sie nicht von diesem Gute gekommen und ich nicht von Ihrer Seite. Nun, ich müßte doch etwas bemerkt haben, wenn sich außer Ihrem Vater und dem Baron Dorsan noch Jemand um Sie bewegt hätte.

Mariette. Es war früher, ehe ich die Ehre Ihrer Gesellschaft hatte, Claudine.

Claudine. Da hatten Sie ja noch eine Gouvernante.

Mariette (schüchtern). Trotzdem.

Claudine. Da waren Sie ja noch ein Kind.

Mariette (wie oben). Das schadet nicht.

Claudine. Ich erstaune! Erzählen Sie!

Mariette. Nun gut, ich will Ihnen vertrauen, Sie müssen mir aber auch eine gleichgestimmte Seele zeigen, Claudine, und mich in Allem unterstützen.

Claudine. Was Sie wollen; sprechen Sie nur!

Mariette. Nun, es kam eines Tages ein sehr liebenswürdiger junger Mann zum Besuch hieher —

Claudine. Wie alt, Mariette? Ungefähr?

Mariette. Das ist gleichgiltig; — wenigstens sechzehn Jahre!

Claudine. Ein respektables Alter! Nun weiter!

Mariette. Nun, er forderte mich auf, mit ihm zu spielen —

Claudine. Piquet oder Ecarté?

Mariette (verlegen). Nein.

Claudine. Also Clavier?

Mariette (wie oben). Nein, er war ein so großer Jugendfreund, er wollte mir durchaus zeigen, wie die jungen Leute in der Stadt sich unterhalten, wenn die Collegiumsstunden vorbei sind.

Claudine. Fahren Sie fort!

Mariette. Wir trieben es eigentlich nur als ein pädagogisches Studium; ich war sehr eifrig, ich lief in das Bibliothekzimmer und da war es meine Aufgabe hinter einer spanischen Wand versteckt so lange zu warten, bis er mich zufällig finden wird. Ich wartete auch sehr fleißig und aufmerksam, es dauerte aber sehr lange, und da ich um keinen Preis so nachlässig hätte sein mögen mein Versteck zu verlassen, so nahm ich ein Buch auf, das vor mir aufgeschlagen war und in dem die Brille meiner damaligen Gouvernante als Lesezeichen lag. Ich hatte sie oft über dem Buche weinen sehen und las sehr neugierig dort weiter, wo sie aufgehört hatte. Es war ein Roman von Lafontaine und als mein Balthasar mich endlich fand —

Claudine. Balthasar heißt der junge Mann?

Mariette. Ja, und als er kam, sah er mich in Thränen gebadet; wir saßen bis zum Abend, weinend über das Schicksal der beiden Liebenden, und als es dann so dunkel wurde, daß wir nicht mehr lesen konnten, gelobten wir einander so treu zu sein, wie Ottomar und Euphrosine (so glaub ich, hießen sie) und schwuren uns eine so ewige Liebe als nur möglich ist.

Claudine. Allerliebst! Und die Anwendung auf heute?

Mariette. Ich bin noch nicht zu Ende, Claudine. Als wir das Bibliothekzimmer verließen, war es zum Glück Mondschein, wie im Roman. So wandelten wir denn auch wie jene Liebenden im Garten schmachtend auf und nieder, langsam und wehmuthsvoll. Denn ach! auch wir mußten uns trennen, Balthasar mußte mit seiner Mutter wieder nach Hause. Da erinnerte ich mich, daß ich ja auch wie Euphrosine eine geheime Thüre weiß, durch welche der Geliebte bis zu mir bringen kann. Sehen Sie, Claudine, das ist die Thüre dort zum Pavillon, von der Sie selbst erst heute erfahren haben. Ich erbettelte mir vom alten Kammerdiener, der mir nichts versagen kann, sogleich den Schlüssel und erklärte Balthasar, daß wenn er jemals wieder zu mir kommen wolle, das nicht auf gewöhnlichem Wege sein darf, sondern er muß über die hohe Gartenmauer springen und dann an diese Thüre pochen.

Claudine. Von der Mauer herabspringen! Da zerschlägt er sich ja die Nase!

Mariette. Ein Liebender zerschlägt sich niemals die Nase! Sie sind sehr prosaisch, Claudine. Auch wollte Balthasar sogleich den Versuch machen, er fand so großes Gefallen an der Idee mit dem Schlüssel; ich hatte aber auch

eine solche Freude daran, daß ich ihn nicht hergeben mochte. Wir hätten uns bald gestritten, ganz gegen allen Brauch in Lafontaine, wenn ich ihn nicht am Ende durch einen heiligen Eid beschwichtigt und getröstet hätte.

Claudine. Und wie lautet dieses feierliche Gelöbniß?

Mariette. Ich versprach ihm und mir, daß ich den Schlüssel nie ohne mein Herz, mein Herz nie ohne den Schlüssel wegschenken werde.

Claudine. „Falschheit, dein Name ist Weib!" sagt irgendwo ein verrückter Schauspieler, aber er hat Recht! der arme Balthasar!

Mariette. Sagen Sie der arme Baron!

Claudine. Wie?

Mariette. Er hat weder mein Herz noch (den Schlüssel zeigend) den Schlüssel dazu. Sehn Sie, (ein Etui aus der Schürzentasche ziehend und den Schlüssel hineinlegend) ich bewahre ihn sorgfältig auf, er ist noch nicht verschenkt. Als ich mich dem Baron verlobt hatte, konnte ich mich nicht überwinden meinem Bräutigam zu geben, was eigentlich einem Andern versprochen war, und jetzt freut es mich, daß ich den Schlüssel noch habe, daß ich mich damit noch nicht für ewig mit dem Undankbaren zusammengesperrt habe.

Claudine (nach einer Pause). Sagen Sie mir doch, Mariette, Hand auf's Herz, hat Balthasar Sie wieder besucht, seit Sie den schlechten Roman mit ihm gelesen und den noch schlechtern gespielt haben?

Mariette. Der arme junge Mensch! Er ist vorerst in die weite Welt gegangen, ganz wie Ottomar, und ich habe mir ihn oft gedacht, wie er auf einer einsamen Insel im Weltmeer sitzt, voll Treue und Unglück.

Claudine. Auf einer einsamen Insel ist es keine Kunst treu und unglücklich zu sein. Das ist übrigens gut; soll der Roman vollständig sein, so muß es am Ende heißen: „man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

Mariette. Man hat allerdings wieder etwas von ihm gehört, Claudine. Ich weiß sehr genau, daß er zuletzt wieder nach der Stadt zurückgekehrt ist, aber da war ich schon Braut und sein gekränktes Gemüth erlaubte ihm natürlich nicht, mich zu besuchen. Er hat Recht, ich verdiene es nicht.

Claudine. Aber warum sind Sie denn eben heute mit der Thüre und dem Schlüssel so lebhaft beschäftigt?

Mariette. Das ist eben das unergründlich tiefe Geheimniß!

Claudine. Noch ein Geheimniß?

Mariette. Es wird bald keines mehr sein und darum will ich es Ihnen sagen (vertraulich und eifrig:) Ich habe an meine ehemalige Gouvernante geschrieben, sie soll den Sohn ihrer Freundin heute zu mir senden, ich erwarte ihn noch diesen Vormittag; er wird über die Mauer springen, an die Thüre pochen und ich werde sie ihm öffnen.

Claudine. Was soll daraus werden?

Mariette. Was der Himmel will! Ich werde ihm sagen, daß mich seine jahrelange treue, stumme Liebe gerührt hat, die nie etwas von sich hören ließ; daß ich ihm meines Schwures eingedenk nun den Schlüssel und somit mein Herz überreiche.

Claudine. Vergessen Sie, daß Sie Braut sind?

Mariette. Ich werde suchen zu vergessen, daß ich es gewesen bin. Ja, ich warte nur, daß mein Vater von seinem Gang zum Förster zurückkehrt, ihm will ich erklären, (mit thränenverrathender Stimme) daß ich mit dem Baron, der mich seit Wochen keines Besuches, keines Briefes, keines Wortes gewürdigt hat, für immer brechen will, meine Verbindung ist gelöst.

Claudine. Ich sehe den Herrn von Wohlmann kommen und denke, er wird Ihr Tollköpfchen zurecht setzen, trotz seiner übertriebenen Zärtlichkeit für Sie. Ich lasse Sie allein mit ihm, Mariette, und hoffe, Sie vernünftiger wieder zu treffen. (Ab, im Garten nach links sich wendend, von rechts durch den Garten erscheint:)

Zweiter Auftritt.

Herr von Wohlmann. Mariette.

Wohlmann (Mariette, die ihm entgegenging, umarmend). Guten Morgen, Töchterchen! Die Försterleute lassen Dir ihren Respect vermelden und Du möchtest bald zu ihnen hinauskommen. Der kleine Junge ist auch wieder ganz wohl und springt mit dem Hund um die Wette auf allen Vieren.

Mariette. Sie sind wohl recht ermüdet, Papa?

Wohlmann. Nicht im mindesten, mein Kind; ich war zu Pferde. Willst Du in den Wald?

Mariette. Nein, ich möchte nur wissen, ob Sie nicht vielleicht heute noch nach der Stadt fahren?

Wohlmann. Gott bewahre! Ich war erst vor einem Monat dort und habe sie noch ganz gut in Erinnerung und zu mehr taugt sie mir nicht als zu wissen, wie sie aussieht, damit ich mich recht freuen kann, nicht drin zu sein. — Aber hast Du irgend einen Wunsch?

Mariette (verlegen). Nicht so eigentlich, ich . . .

Wohlmann. Ha, ich errathe, man schwärmt, man sehnt sich, man ist bange, man hat dem Bräutigam ein böses Wort gegeben, drauf ist er lange nicht gekommen; nun bereut man, nun soll der Papa die lebendige Reue vorstellen, soll mit zärtlichem Geflöte den Vogel zu den Füßen des stolzen Täubchens locken. Alle Wetter, Kind! was machst Du aus mir? Sehe ich aus wie der Liebesgott? Du mußt Dir schon selber helfen!

Mariette. Gewiß, Papa, das will ich; so weit es in meiner Macht steht. Aber diesmal ist der Fall so ernsthaft, Vater, daß meine Kraft allein nicht ausreicht. Darum wende ich mich an Sie, meinen liebsten, meinen einzigen Vertrauten, meinen Engelspapa, der sein Kind nicht unglücklich machen will.

Wohlmann. Wie tragisch, Mariettchen! Nun laß hören! Du machst mir Angst!

Mariette. Glauben Sie ja nicht, mein theurer Vater, daß es sich hier um Launen, einen kindischen Verdruß zwischen zwei Verlobten handelt. Ich bin tief gekränkt worden und Ihre Ehre fordert es wie die meine, daß ich mir volle Genugthuung schaffe, Genugthuung vom Baron Dorsan.

Wohlmann. Das klingt ja fürchterlich! Ich glaube, Du willst Dich schlagen, Du bist eine emanzipirte Frau geworden. Nun, ich lasse Dir meinen größten Säbel laden und meine besten Pistolen schleifen. Gib nur Acht, daß Du Dir nicht weh thust!

Mariette. Sie spotten, Vater, und hören nicht den Schmerz, der aus mir spricht. (Weinend.) Ach, ich bin sehr unglücklich!

Wohlmann. Um Gotteswillen, Kind, was hast Du? Alles was Du willst! Soll ich Dein Cartelträger sein, soll ich den Baron fordern?

Mariette. Ja, Sie sollen fordern, daß er Ihnen meinen Verlobungsring zurückstelle, Sie sollen nach der Stadt und ihm erklären, daß ich nichts mehr von ihm wissen will, daß wir für ewig geschieden!

Wohlmann (bestürzt). Du bist von Sinnen, mein Kind, was ist Dir, was hat Dir der Baron gethan?

Mariette. Als wir das letzte Mal schieden, war er traurig und beklommen, kalt und unfreundlich. Ich fragte um die Ursache, er gab keine Antwort und ging. Seitdem war er nicht mehr hier und hat sein Ausbleiben mit keiner Sylbe entschuldigt. Die zärtliche Zuneigung, die ich ihm ausdrückte, schien ihn ungerührt gelassen zu haben, mein Zorn regte ihn zu keiner Rechtfertigung an und [illegible], die Kälte und Gleichgiltigkeit, die ich endlich in meine Zeilen legte, kümmerte ihn nicht. Er schwieg hartnäckig. Sie sehn wohl, Vater, er ahnt voraus, er wünscht, daß geschehe, was ich von Ihnen verlange.

Wohlmann. Also er hat Dir nicht geschrieben, das ist sein ganzes Verbrechen! Ihr Frauen seid sonderbare Spekulanten was die Liebe betrifft; Ihr wollt sie nicht in baarer Münze, als That und Leben sichtbar ausgeprägt, Ihr wollt sie vor allem andern in Papieren, in Briefpapieren. Je höher die Masse Eurer Papiere steigt, desto gesicherter glaubt Ihr Euren Reichthum an Liebesglück. Mein armes Kind, mein briefarmes Kind, Du wirst den echten Werth der Liebe erst kennen lernen, denn die Seele Dorsan's ist spiegelklares Silber und sein Herz ist treu wie Gold.

Mariette. Mir hat er keine Probe davon gegeben. Ich liebe ihn nicht mehr.

Wohlmann. Du wirst ihn wieder lieben lernen nach der Hochzeit.

Mariette. Davon kann gar nicht mehr die Rede sein. Wollen Sie Ihr Kind als ein Opfer an den Altar schleppen?

Wohlmann. Ein schrecklicher Tyrann werde ich wirklich zu sein; ich bestelle mir einen rothen Mantel dazu wie der Bösewicht im Trauerspiel.

Mariette. Und wenn ich mich nach der Trauung in gränzenloser Verzweiflung vom Kirchthurm herunter stürze?

Wohlmann. So lass' ich unten Stroh breiten, damit Dir nichts geschieht.

Mariette. So muß ich Ihnen denn ein Geständniß machen, Vater, ich muß Ihnen endlich sagen, was ich bisher sorgsam in meiner Brust verschloß, um Ihr Glück nicht zu trüben. Sie glauben, daß ich mich leichten, freudigen Herzens mit dem Baron verlobt habe, ich habe Sie getäuscht, um Ihretwillen getäuscht, denn schon hatte ich einem Andern Liebe geschworen, dem mein Herz früher gehörte.

Wohlmann (ernst). Und das konntest Du mir verschweigen, Deinem Vater, der Dir nie ein ernstes Verlangen versagte, der Dein Vertrauen verdient hätte?

Mariette. Ich glaubte Sie so glücklich zu machen durch meine Einwilligung. Der Kummer, den mir Dorsan jetzt bereitet, hat mich zum Bewußtsein meines Verrathes gebracht. Ich liebe einen Andern; werden Sie noch so grausam sein, Vater, mich zu zwingen?

Wohlmann. Und wer ist — —

Mariette. Davon später, ein andermal. Erst muß zwischen mir und dem Baron entschieden sein.

Wohlmann (sehr ernst). Du hast sehr Unrecht gethan, Mariette, mir zu schweigen und Dich dem Baron zu verloben, wenn er nicht, wie ich dachte, Deine erste Liebe ist. Ich bin Dir zu gut, um Dich zu einem Schritte zu zwingen, den Du Dir nie vergeben könntest, ich bin Dorsan zu gut, um ihm zu einem Weib zu verhelfen, das nicht mehr ganz sein ist. So sei denn mein liebster Traum geopfert!

Mariette (gerührt ihn umschlingend). Mein theurer Papa!

Wohlmann. Leb' wohl. Ich fahre nach der Stadt, ich will den Baron sprechen, vielleicht weiß er trotzdem Dich noch einmal zu gewinnen. Jedenfalls soll sich Alles sanft und freundschaftlich lösen.

Dritter Auftritt.

Ein Diener. Die Vorigen.

Diener. Der Herr Baron Dorsan sind soeben aus der Stadt gekommen und lassen sich melden.

Wohlmann. Wie gerufen! Führe ihn sogleich hieher!

Mariette (für sich). Mir pocht das Herz!

(Diener ab.)

Vierter Auftritt.

Wohlmann. Mariette.

Wohlmann. Das ist Gottes Schickung, die Dorsan in diesem Augenblicke zu Dir führt. Du sollst Dich noch einmal mit ihm verständigen, ich lasse Dich allein mit ihm. Erwäge die Verhältnisse, prüfe Dich genau, damit Du nicht am Ende den Baron und mich und vielleicht auch Dich wegen einer Grille unglücklich machst; ich kehre bald zurück und beharrst Du dann auf Deinem Entschluß, so geschehe denn Dein Wille (durch die Glasthüre, im Garten nach links, ab).

Mariette. So förmlich hat er sich erst anmelden lassen, — das war sonst nicht der Fall. Ohne Zweifel, es ist eine Schickung, daß er jetzt kam, seine Erscheinung wird mich lehren, ob ich Recht habe, ihn aufzugeben.

Fünfter Auftritt.

Baron Dorsan (durch den Garten von rechts kommend, in Trauer gekleidet, sehr ernst und gemessen). Mariette.

Dorsan (nach einer Verbeugung). Es ist lange, mein Fräulein, daß ich diesen Augenblick nicht genoß, ich empfinde in diesem Augenblicke ganz, wie viel ich entbehrte.

Mariette. Gewiß, Herr Baron, Sie haben mich überzeugt, daß Sie es nicht früher empfunden haben. (Sie winkt ihm, sich zu setzen; er nimmt am Tischchen rechts Platz, sie setzt sich an das Tischchen links und beginnt zu zeichnen.)

Dorsan. Sie zeichnen, mein Fräulein, es gibt keine lieblichere Beschäftigung für Frauen in einsamen Stunden, und die Stunden sind nirgends einsamer als an dem Orte, wo man glücklich — gewesen ist.

Mariette. Gewesen? Ich bin es noch, ja ich glaube, ich war nie glücklicher als — seit sich Niemand um mein Glück gekümmert hat.

Dorsan (halb für sich). Um so besser!

Mariette (für sich, schmerzlich wiederholend). Um so besser?

Dorsan. Wer in sich selbst so viel Genügsamkeit findet, über den hat das Schicksal keine Macht, womit es auch immer bedrohen mag.

Mariette. Gewiß, Herr Baron, ich habe auf Alles verzichten gelernt, auf Alles. Ich genüge mir allein. (Nach einer Pause, gezwungen munter:) Doch das will nicht sagen, daß ich ganz ohne Neugierde wäre für das, was andere Menschen interessirt. Ich bin ein unerfahrenes Landmädchen, erzählen Sie mir, wie man in der Stadt lebt, z. B. wie man dort liebt.

Dorsan. In der Stadt? Dort liebt man gar nicht, man heirathet blos.

Mariette. Da ist es bei uns Einfältigen auf dem Lande ganz anders; hier liebt man auch nicht — aber — man heirathet auch nicht.

Dorsan. Dürfte ich Ihnen übrigens davon sprechen, nicht wie man in der Stadt liebt, sondern wie ich liebe —

Mariette. Nein, Herr Baron, das weiß ich bereits vollkommen gut. Davon nichts mehr!

Dorsan (aufstehend, lebhaft). Nein, Mariette, das wissen Sie nicht, Sie beurtheilen mich falsch. Aber Sie werden mich noch heute kennen lernen und mich mindestens bedauern.

Mariette (aufstehend). Sie spielen die Prinzessin Turandot allerliebst; ich fürchte nur, ich werde nicht so glücklich sein, den Preis der Räthsellösung zu erhalten.

Dorsan. Ich bin gekommen selbst alle Räthsel zu lösen. Wo ist Herr von Wohlmann?

Mariette. Ich zweifle nicht, daß Sie zu meinem Vater gekommen, warum wären Sie auch sonst erschienen? Wollen Sie nur einen Augenblick Geduld fassen!

Dorsan. Bevor ich mit Ihrem Vater spreche,

Mariette, vernehmen Sie noch einmal ein Geständniß, welches ich hier oft in seliger Lust abgelegt, das ich jetzt tief traurig wiederhole: (mit Feuer) ich liebe Sie, innig, herzlich, unendlich! Es gibt, außer meiner Ehre nichts in der Welt, das ich höher anschlüge als das Glück Ihres Besitzes. Wie gerecht Ihnen auch Ihr Zorn scheinen mag, Alles, was ich that und unterließ, geschah aus Liebe und aus Liebe allein. (Zärtlich:) Glauben Sie mir?

Mariette. Sie haben mich auf eine Weise vernachlässigt, daß es schwer ist zu glauben. Nicht durch Worte werden Sie mich zurückgewinnen, die Sie durch Ihre Handlungen verloren haben.

Dorsan. Darf ich mich dem süßen Gedanken hingeben, Mariette, daß Ihre Kälte, Ihr Widerstand, Ihr schroffes Wesen nur eine Folge Ihrer verwundeten Liebe sind, ein, wenn auch schmerzlicher Beweis, daß ich geliebt bin?

Mariette. Liebe? Sie irren, Herr Baron, ich kenne Sie jetzt. Auch bin ich nicht schroff; meine Gedanken sind nach einem andern Ziele gewendet.

Dorsan. Ist das wirklich der Fall, Mariette? Ich will annehmen, daß ich Unrecht habe, daß ich arg gegen Sie gesündigt, aber was verzeiht Liebe nicht? — Sie lieben mich nicht mehr?

Mariette. Liebe verzeiht Alles, was — Liebe sündigt. Ihr Vergehen war nicht das der Liebe und des Vertrauens, so sind denn auch meine Liebe und mein Vertrauen dahin und — zierliche Reden werden sie nicht wieder herbeischaffen.

Dorsan (im schmerzlichsten Tone, wie zu sich selbst). Sie lieben mich nicht mehr?

Mariette. Ich denke Sie zu überzeugen. (Sie zieht das Schlüsseletui aus der Tasche und öffnet es.) Betrachten Sie dies; es ist ein kindisches Wort, das ich Ihnen jetzt sagen werde, aber mein Herz ist auch kindisch und es liegt in diesem Worte: der Schlüssel öffnet eine geheime Thüre, von der nur ich weiß. Ich habe geschworen, daß nur derjenige ihn bekommen soll, den ich wirklich liebe, daß ich mein Herz nie ohne diesen Schlüssel verschenken werde. Sie sehn, ich habe ihn noch und — (ihn in die Tasche schiebend) behalte ihn noch.

Dorsan (mit erzwungener Kälte). In diesem Falle, mein Fräulein, kann ich Sie nur beglückwünschen, Sie nehmen mir einen Theil der Schmerzen ab, mit denen ich hieher kam. Ich werde der einzige Unglückliche sein. Ich freue mich mit der Ueberzeugung, die Sie mir in diesem Augenblicke gegeben, es thut mir um Ihretwillen wohl, daß Sie mich nicht mehr lieben.

Mariette (einige Schritte von ihm weg in den Vordergrund tretend, für sich heftig). Was ist das? verhöhnt er mich? Es ist klar, er will brechen, er hat nur nach einem Vorwand gesucht; es gilt jetzt nur ihm zuvorzukommen. (zurücktretend, laut:) Herr Baron, Sie haben mir genug gesagt, ich verstehe endlich, was Ihr heutiges Kommen bedeutet, nämlich die Fortsetzung Ihres Ausbleibens Dieses letztere, ich muß gestehn, würde mir jetzt minder beleidigend scheinen. (Verbeugung. Sie will abgehn.)

Dorsan. Mein Fräulein, Sie mißdeuten jedes meiner Worte und ich sehe ein, daß dem nicht anders sein kann, so lange ich nicht Alles ausgesprochen. Warten Sie auf Ihren Vater!

Mariette. Ach ja, der Vater! ich will — — hier ist er schon!

Sechster Auftritt.

Wohlmann. Die Vorigen.

Wohlmann (schüttelt Dorsan die Hand). Guten Morgen, Baron! Sehr erfreut Sie zu sehn! Tausendmal willkommen! (Er wendet sich, während Dorsan die am Tische liegende Zeichnung zu betrachten scheint, zu Mariette, im Vordergrunde. Kurzes, leises Sprechen:) Seid Ihr einig?

Mariette. Ja — zur Trennung! Er liebt mich so wenig, wie ich ihn. Noch ein Wort von Ihnen, Vater, und es ist entzwei!

Wohlmann. Du willst — Du bist entschlossen?

Mariette. Unwiderruflich!

Wohlmann. Weiß er's?

Mariette. Halb und halb! Nichts ausgesprochen!

Wohlmann (zurücktretend, laut). Herr Baron — — (er hustet verlegen) Alle Wetter, Dorsan, wir sind alte gute Freunde, wie jung (scherzend) und schlecht Sie auch sind — zwischen uns bedarf es keiner langen Reden. Also die Sache steht so: — —

Dorsan. Entschuldigen Sie, Herr von Wohlmann, mein theurer Freund, wenn ich Sie unterbreche, allein jedes Wort, das hier noch gesprochen würde, könnte nur zu fernern Mißverständnissen führen, wenn ich nicht Allem eine nothwendige Erklärung voraussende. Erlauben Sie mir daher (sich an Beide richtend) Ihre Aufmerksamkeit einen Moment in Anspruch zu nehmen. (Wohlmann winkt ihm sich zu setzen. Er und Mariette nehmen ihre frühern Plätze ein, rechts und links, Wohlmann in der Mitte zwischen beiden, etwas mehr rückwärts.)

Dorsan. Sie haben mir, mein verehrter Freund, stets ein zuvorkommendes, ein unverdientes

Wohlwollen gewidmet und keinem andern Grunde schreibe ich es zu, wenn unter den Vielen, die danach trachteten, Ihnen die ausschließliche Liebe eines holden blühenden Wesens zu entziehen, den Zauber, den sie in Ihr Leben wirft, mit Ihnen zu theilen,.ich der Einzige war, dem Sie diesen Raub zu verzeihen schienen. Dennoch weiß ich — und dies ehrt Ihre väterliche Sorgfalt — an Ihrer Duldung für mich hatte auch der Umstand Antheil, daß Sie mich im Besitz der Mittel wußten, einem innerlich so reich ausgestatteten Frauenleben den entsprechenden äußern Glanz zu verleihen. Sie wollten, daß dieses Auge von jeder Sekunde des Daseins nur Wonne empfange, wie es selbst nur Wonne hervorbringt. Dieser Macht mir bewußt konnte ich den Versuch wagen, ob mir eine noch beneidenswerthere zu Gebote stünde, nicht nur ein Leben mit weltlichen Freuden, auch ein Herz mit wahrhafter Liebe zu erfüllen. (Zu Mariette gewendet.) Ich war eine kurze Zeit so glücklich, daran glauben zu können.

(Pause.)

Mein Bruder starb. Sie sahen mich seinen Tod beweinen, obgleich ich auch sein Leben zu beweinen gehabt hatte. Denn in finnloser Genußsucht taumelnd, genoß er das Leben nicht, er wurde von ihm verschlungen; ich sah ihn dem Abgrund zustürzen, ohne ihn aufhalten zu können, — endlich hat ein rascher Tod ihn vor einer langen Reue bewahrt. (Zu Mariette.) Wie lieblich wurde ich oft von diesen Lippen getröstet, Sie wußten nicht, daß mich das Mißgeschick zwingen könnte, sogar auf diesen Trost zu verzichten, wofür es keinen mehr gibt. Vor einigen Wochen theilte mir die Wittwe meines Bruders, die er im Moment einer excentrischen Laune geheirathet hatte und die ihm redlich geholfen, jede Tollheit durch eine noch ärgere gut zu machen, die Nachricht mit, daß die Gläubiger seinen Nachlaß mit Beschlag belegt und daß dieser nicht ausreicht, sie zu befriedigen. Es konnte mir nicht in den Sinn kommen, die Ehre meines Namens preiszugeben, — ich bezahlte. Es war der kleinste Theil, neue Gläubiger erschienen, noch hatte ich Hoffnung mich mit ihnen abzufinden, ohne mich gänzlich zu opfern. Bis dies entschieden, sollte kein Wort, keine Erwiderung von mir die Liebe eines Mädchens nähren, auf das ich verzichten zu müssen fürchtete. Das beleidigte, das kaltgewordene Herz der Geliebten sollte ihr die nothwendige Trennung zu keinem Unglück mehr machen. Noch hoffte ich — aber es kamen Schriften vor — — (zögernd) deren Vernichtung den Verlust eines Vermögens aufwiegt, — ich vernichtete sie und fühle mich reich — nur ein Bettler zu sein.

(Pause.)

Pflicht und Ehre gebieten mir ein Verhältniß zu lösen, jetzt, da nicht mehr die Bedingungen vorhanden sind, unter welchen es geschlossen worden, unter welchen es einzig zu einem Ihrer würdigen, zu einem segensreichen Bunde hätte werden können. (Zu Mariette) Eine Lichtgestalt des Lebens, sollen Sie nicht seinen Nachtseiten nahe kommen, blos um das Dunkel derselben sichtbar zu machen. — Ihnen, mein theurer Freund, gebe ich das Wort zurück, das mich zu Ihrem Sohne hätte machen sollen, ohne deshalb die Gefühle eines solchen hinzugeben. (Er erhebt sich; die Andern ebenfalls.) Sie, mein Fräulein, haben mir dargethan, daß ich nicht ohne Erfolg gesucht, Sie mir zu entfremden, daß Ihr Herz zum Glück unter dem Schlag nicht allzusehr leiden wird, der das meine vernichtet. Leben Sie wohl.

Wohlmann (mit Würde). Bleiben Sie! Mariette, hier hat Niemand mehr zu sprechen als Du. Du bist meine Tochter, denke ich.

Mariette. Herr Baron, können Sie die Albernheit eines Kindes vergessen und vergeben? Ich stand nie dem Ernst des Lebens gegenüber und so wußte ich nichts von wichtigern Beweggründen, ich glaubte mich berechtigt über Ihre lange Abwesenheit zu grollen. Wenn dies Strafe verdient, so ist sie mir schon hinlänglich dadurch zu Theil geworden, daß Sie mich nicht für würdig halten, mit der Ungunst der Verhältnisse zu rivalisiren. Beschenken Sie mich ein zweites Mal mit ihrer Hand und ich werde glauben, daß ich dadurch Ihrer Liebe doppelt gewiß bin. (Sie reicht ihm die Hand, die er einen Augenblick entzückt an seine Lippen drückt, dann wie von einem plötzlichen Gedanken betroffen sich abwendet und in sich versunken steht.)

Wohlmann (leise zu Mariette). Du hast Dich der Ehre wie eine Heldin geopfert; ich danke Dir! (Er wendet sich zu Dorsan und schüttelt ihm die Hand:) Es bleibt beim Alten! (Er geht ab, man merkt, um eine innere Bewegung zu verbergen.)

Siebenter Auftritt.

Mariette. Dorsan. (Mariette macht einige Schritte nach dem Tischchen links und steht dann gesenkten Hauptes. Dorsan hat den Kopf nach ihr gewendet und betrachtet sie aufmerksam.)

Dorsan. Mein Fräulein!

Mariette (aufschreckend). Warum so fremd? Hab ich keinen bessern Namen als „Fräulein“?

Dorsan. Es wird mir schwer an mein Glück zu glauben, Mariette, wenn ich Sie, die Verkörperung all meines Glückes nicht heiter sehe.

Mariette (mit erzwungener Munterkeit). Bin ich es nicht, Dorsan? Sie wären der Erste, der dies fände. Papa und Claudine behaupten, ich wäre immer heiter, ich wäre schon lachend auf die Welt gekommen.

Dorsan (mit Beziehung). In diesem Augenblick, Mariette, sind Sie so heiter wie man es — — nach einer guten Handlung ist. Das Bewußtsein —

Mariette. Gute Handlung? Und ich soll doch erst eine üben; ich soll in das Dorf hinunter, nach meinen Kranken sehn. Wollen Sie mit, Dorsan?

Dorsan. Theuerste Mariette, ich weiß, daß Sie in Ihrem weiblichen, poetischen Sinne auf den Besitz materieller Güter nie eine unedle Rücksicht nahmen, aber wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht auf den Verlust eine allzuedle nehmen? Ich ertrüge es nicht.

Mariette. Streichen wir dies Kapitel aus unsern Unterredungen, ich bitte, Dorsan; ich will nichts mehr davon wissen.

Dorsan. Und ich nur so viel, ob es die Liebe allein war, die Sie mir wieder geschenkt hat.

Mariette. Gewiß, Dorsan, ich bin Ihnen von Herzen gut.

Dorsan. Sie sagten heute, Mariette, Sie lieben mich nicht mehr, der Gedanke daran will mir den Himmel verschließen, in den ich schon einzuziehen glaubte.

Mariette. Wenn Sie ein zweifelnder Ketzer sind, wie soll ich Ihnen den Himmel aufsperren?

Dorsan. Sie haben den Schlüssel dazu.

Mariette (betroffen, halb für sich). Den Schlüssel!

Dorsan. Ja, Mariette; ich verlange keinen neuen Schwur, ein schon geleisteter kann mir beweisen, ob ich geliebt bin. Sie selbst erzählten mir, daß Sie Ihr Herz nie ohne den Schlüssel verschenken werden und wenn ich wirklich Ihr Herz habe, Mariette, (sich auf ein Knie niederlassend, halb komisch, halb ernsthaft) meine Königin, wenn ich wirklich der Herr Ihrer Herzenskammern bin, so verweigern Sie mir den Kammerherrnschlüssel nicht, die sichtbare Probe Ihrer Gunst. Dann will ich mich dem Glauben an Ihre Liebe überlassen, dann will ich kein zweifelnder Ketzer mehr sein, sondern fromm wie der heilige Schlüsselbesitzer St. Peter.

Mariette (verlegen). Wie kindisch, daß Sie ein albernes Mädchengeschwätz so ernst nehmen!

Dorsan (dringend). Den Schlüssel, Mariette!

Mariette. Kann ich Ihnen eine bessere Probe meiner Gunst geben, als meine Hand?

Dorsan. Lassen Sie mich nicht glauben, daß mein Mißgeschick der Schlüssel zu Ihrer Hand war, während ich den zu Ihrem Herzen nicht finden konnte.

Mariette (mit steigender Verwirrung). Aber was liegt daran! Ich bin — — ich will — — Dorsan, stehn Sie auf!

Dorsan. Den Schlüssel, Mariette!

Mariette (gefaßter). Denken Sie denn nicht daran, daß wir noch eine ganze Ewigkeit zusammenleben werden? Es ist also noch Zeit. Ich will eine kluge Frau sein und Ihrer Liebe immer noch etwas zu erobern übrig lassen. Das wird einen guten Ehemann geben.

Dorsan. Zu viel Politik für ein liebendes Herz. Haben Sie keinen bessern Grund, den Schlüssel nicht jetzt zu geben?

Mariette (mit komischem Ernste). Einen sehr wichtigen: Ich will nicht.

Dorsan. Noch einmal, Mariette, den Schlüssel!

Mariette (fest). Nein!

Dorsan (aufspringend). So weiß ich, was ich davon zu halten habe. (Er will ab.)

Mariette (ihn fassend). Um Gotteswillen, wohin?

Dorsan (ihr prüfend in die Augen sehend, die sie dann verlegen niederschlägt, nach einer Pause, innig). Mariette, ich konnte früher nicht an mein Glück glauben, es würde mir schwer, so bald an mein Unglück zu glauben. Ich gebe Ihnen einige Zeit sich zu besinnen, ich gehe indeß Ihren Vater sprechen. (Ab.)

Achter Auftritt.

Mariette (sie sieht dem Abgehenden nach, dann zieht sie das Etui heraus, öffnet und betrachtet es). Den Schlüssel? — (sie schließt es und indem sie es mit entschlossener Miene wieder in die Tasche schiebt:) Nein! Es ist wahr, ich bin ihm sehr gut, er ist so edel und liebenswürdig und dennoch, wer weiß? — Wäre er nicht heute mit seinem Geständniß gekommen, hätte es nicht die Ehre erfordert, ihn nicht in dem Augenblicke aufzugeben, wo ihm seine schlimme Lage ein treues Ausharren um so wünschenswerther macht — wer weiß, ob ich noch seine Braut wäre! Er ist gewiß sehr ritterlich und angenehm, aber er reicht nicht an das Ideal meiner Jugend, an die Leidenschaften meiner frühesten Kindheit! Balthasar! Süße Kindheit! (Sie macht einige Schritte.) Und Alles sollte ich dem Manne opfern, an den mich das Schicksal bindet, sogar meinen

Schwur? Nimmermehr! — (Nach einer Pause, plötzlich, lebhaft:) Aber wo bleibt denn Balthasar! Ich habe ihn ja für heute bestellt und er könnte längst hier sein. Jetzt wäre der passendste Moment zu kommen, (sie sieht sich nach allen Seiten um) ich bin allein; ich will doch lauschen, ob er nicht schon über die Mauer klettert. (Sie geht zur Tapetenthüre und lauscht, halblaut rufend:) Balthasar! (Einige Schritte weggehend.) Mir zittert das Herz! Wenn die prosaische Claudine doch recht hatte, mit ihrem abscheulichen Nasenzerschlagen! (Sie lauscht wieder, stärker rufend:) Balthasar! (wieder weggehend) Es ist doch gut, daß ich den Schlüssel noch habe, wenn ich ihn dem Baron gegeben und er käme nun und pochte an die Thüre und ich könnte nicht öffnen, die ganze Romantik der Liebe ginge dabei zu Grunde. Balthasar soll den Schlüssel bekommen, damit er sieht, daß ihm mein Herz treuer ist als mein Schicksal. Dann lasse ich die Thüre sogleich vermauern, das ist Entsagung und Vorsicht zugleich. Aber wo bleibt er? (Wie vorhin lauschend und wieder weggehend.) Wie er nur aussehn mag nach so langen Jahren! Ich stelle mir ihn vor: groß, ernst, bleich, in Trauer gekleidet um sein Schicksal, edel, schön, beinahe wie (in sich versinkend, träumerisch) — wie — (halbbewußtlos, leise vor sich hinsagend) wie den — Baron. — (Sie schrickt plötzlich auf, zur Thüre springend.) Höre ich nicht etwas? (In lebhaftester Bewegung den Schlüssel hervorziehend, ihn in die Thüre steckend und lauschend:) Um Gotteswillen, das ist er! Balthasar, gib Acht! Komme lieber auf dem geraden Wege, ich liebe Dich dennoch! Ich bitte Dich, Balthasar!

Neunter Auftritt.

Balthasar. Mariette.

(Balthasar ist durch den Garten von rechts kommend eingetreten und bleibt an der Schwelle der Glasthüre stehn. Er ist modisch geckenhaft bunt gekleidet, unter den beiden Armen trägt er eine Menge Packete von blauem Papier und über einem Arm noch besonders einen Frauenshawl.)

Mariette (noch ganz an die Wand gedrückt lauschend, wieder rufend). Balthasar!

Balthasar. Hier, mein Fräulein!

Mariette (wendet sich lebhaft erschreckt um, sieht ihn einen Augenblick an, geht einige Schritte mit entgegengestreckter Hand auf ihn zu, bleibt stehn, läßt die Hand sinken und sieht ihn wieder aufmerksam an).

Balthasar. O, ich dachte es wohl, daß ich mit offenen Armen empfangen werde, in jedem Haus, wo junge Damen sind! Meine Mutter sagte mir, daß Sie nach mir geschickt haben, Fräulein, und da ich weiß, daß Sie Braut sind, Fräulein, so habe ich gleich die besten Musterstoffe mitgebracht, Fräulein.

Mariette. Sie sind Baltha — — Sie sind Herr Mühlinger?

Balthasar. Balthasar Mühlinger, Fräulein; zweiter verantwortlicher Com — wie sagt man es? Geschäftsleiter der Modewaarenhandlung Lampe & Comp. hat für jede Saison die vorzüglichsten Artikel auf dem Lager, als da sind: Barège, toile du nord — (er unterbricht sich) aber Sie erlauben, Fräulein, daß ich hier ablege, ich habe die Arme so voll und ganz respektwidrig den Hut noch auf dem Kopf. (Er geht in den Vordergrund und legt die Packete auf den Tisch und Sessel rechts ab. Dann nimmt er den Hut ab und macht dabei ein höfliches Compliment.)

Mariette (die während er sprach ganz verwirrt hin und her ging und dann stehn blieb, ihm zusehend, wie er die Packete ablegt, macht jetzt, sein Compliment erwiedernd, mit consternirter Miene einen Knix. Gegenseitiges Ansehen. Pause.)

Balthasar. Sollten Fräulein etwas besonders Vorzügliches wünschen, bitte nur geneigtest auszusprechen. Ich schmeichle mir zwar Fräulein Geschmack errathen zu haben und (die Packete schnell aufbindend) bin überzeugt, Fräulein Erwartung vollkommen zu befriedigen.

Mariette. Ich wollte nur wissen (sie stockt) —

Balthasar (einen Stoff ausbreitend). Hier dieser etwas kühle Herbststoff für Abende auf dem Lande jedenfalls zuträglich für Fräulein Gesundheit. (Faltet ihn, hält ihn vor sich, ihn betrachtend). So um den Leib genommen, wirft er Falten bis zu Fräulein Fuß. (Wirft ihn auf den Sessel. Andere Stoffe aufnehmend.) Taffetas glacé, creppe de Chine, mousseline des Indes — —

Mariette (gefaßter). Sagen Sie mir doch, Herr Mühlinger, — ich glaube gehört zu haben — von Ihren Verwandten — daß Sie einige Zeit auf Reisen gewesen, — sogar in überseeischen Ländern — vielleicht auf einer einsamen Insel —

Balthasar. Insel? Wie können Fräulein so etwas von mir glauben! Ich war allerdings auf Reisen, aber einige Stunden von der Stadt im sogenannten — Stolpersdorf, in einer sehr (wegwerfend) billigen Materialwaarenhandlung, wegen Vorbereitungswissenschaften. Das war aber keine Insel und ich habe mich sonst nur in den besten Kreisen der Residenz bewegt.

Mariette. Ich meine, ob gar keine Erinnerung, gar keine, Herr Mühlinger, vielleicht an eine schönere Zeit in Ihnen lebendig.

Balthasar (sehr verlegen, mit der Miene des Nichtverstehens nachstotternd). Lebendig?

Mariette (etwas bitter). Wie muß Ihnen denn zu Muthe sein, wenn Sie die Gegenwart an der Vergangenheit abmessen?

Balthasar (blöde lächelnd). Ich verstehe Fräulein nicht! (Zieht langsam die Elle aus der rückwärtigen Tasche und hält. sie schüchtern hin:) Abmessen?

Mariette (wendet sich unwillig ab und macht einige Schritte nach dem Tischchen links, während er, die Elle in der Hand, mit der Miene der Verwunderung stehen bleibt, nach einer Pause, gleichgiltig hingeworfen). Sind Sie nie früher hier gewesen, Herr Mühlinger?

Balthasar (lebhaft). O ja, ja! ich erinnere mich! Mit meiner Mutter bin ich vor vielen Jahren oft in die Gegend gekommen; ich war dazumal noch ein hoffnungsvolles Kind. Ich weiß nur nicht, war es hier oder in der Nachbarschaft. Meine Mutter sagte, ich wäre damals sehr dumm gewesen — nun, man entwickelt sich erst mit den Jahren. Sollte ich damals etwas angestellt haben, so bitte ich noch nachträglich zehntausendmal um Verzeihung. Um jedoch das Gespräch von diesem lieblosen Gegenstand — ich will sagen, unliebsamen, — abzuwenden, erlaube ich mir neuerdings (er geht wieder zum Tischchen rechts und nimmt die Packete auf) den Gesprächsstoff mit diesem Stoff zu vertauschen. Ha! ha! (er lacht).

(Während dieser Rede hat sich Mariette mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit an das Tischchen links gesetzt, ohne mehr auf ihn hinzusehen. Bei seinen letzten Worten tritt Claudine von links ein.)

Zehnter Auftritt.

Claudine. Die Vorigen.

Claudine. (Sie bleibt Balthasar betrachtend, der ihr eine tiefe Verbeugung macht, einen Augenblick verwundert stehen, dann zu Mariette vortretend, lebhaft:) Was sehe ich, Mariette, Sie haben sich ja ein ganzes Modemagazin herbeigezaubert. Nun, Sie verstehen es schon, Dame von Welt zu sein. Das freut mich.

Mariette (ohne ihre Stellung zu verändern, verlegen). Zufall, Claudine, — ich meinte, daß Ihnen vielleicht auch willkommen wäre —

Claudine. Allerdings. (Zu Balthasar.) Aus welcher Handlung sind Sie? (Sie geht ihm näher und betrachtet die Stoffe.)

Balthasar (stolz). Lampe & Compagnie!

Claudine. Nun, das ist hübsch! — (Halb zu Mariette gewendet:) Es muß ein guter Engel sein, der Sie in unsere Einöde herausgeschickt hat.

Balthasar. Kein guter Engel, sondern eine alte Gouvernante.

Mariette (von ihrem Sitz aus). Ach, lassen Sie doch das unnütze Gerede, Claudine, der Herr wird beschäftigt sein —

Balthasar (mit einer verbindlichen Verbeugung zu Mariette). Bitte sehr, Fräulein, keineswegs! (Zu Claudine:) Eine Freundin meiner Mutter, an die Fräulein geschrieben hat, daß ich mich heute hier einfinden soll, wo man (auf die Packete zeigend) das Allertheuerste empfangen wird, was es gibt.

Mariette (wirft bei diesen Worten ihren Schlüssel verächtlich auf den Tisch, an dem sie sitzt).

Claudine (gedehnt). So? — — (Nach einigem Nachsinnen:) Wie heißen Sie denn, mein Herr?

Mariette (aufspringend, lebhaft, rasch, zu Claudine). Dieser Herr heißt Herr Mühlinger!

Balthasar (sehr freundlich). Ganz richtig, Fräulein, Balthasar Mühlinger, zweiter verantwortlicher —

Mariette (kehrt auf ihren Sitz zurück).

Claudine (ihn unterbrechend). Es ist gut. (Sie macht einige Schritte und beobachtet Mariette, die nicht darauf achtet. Zu Balthasar:) Nehmen Sie gefälligst die Stoffe indessen nur wieder mit. Wir werden morgen selbst nach der Stadt kommen und das Beste auswählen.

Balthasar. Wie Sie befehlen. (Er nimmt die Packete wieder auf.) Bitte nur nach mir zu fragen in der Handlung, es ist wegen der Manier der Bedienung.

Claudine. Schon recht. Lassen Sie sich doch einige Erfrischungen im Hause reichen, Sie haben sich so weit heraus bemüht, Sie werden fatiguirt sein.

Balthasar (verbindlich). Es ist mir ein Vergnügen, fatiguirt zu sein und werde von den Erfrischungen gefälligst Gebräuche machen. Ich muß übrigens um fünf Uhr wieder in der Stadt sein.

Claudine (sich von ihm abwendend, gedankenlos). Um fünf Uhr.

Balthasar (wichtig). Unabänderlich! Wie ein festgesetzter Preis! (Er hat sich die Packete aufgeladen und macht Verbeugungen nach allen Seiten, worauf nur Claudine wiedergrüßt.) Empfehle mich zu Gnaden allerseits! (Ab.)

Elfter Auftritt.

Claudine. Mariette.

(Claudine setzt sich an das Tischchen rechts, nimmt ihre Tapisserie auf und stickt schweigend. Mariette hebt schüchtern den Blick zu ihr auf, was Claudine nicht zu bemerken scheint.)

Mariette (plötzlich aufspringend, mit großen Schritten umhergehend). O, ich bin das unglücklichste Geschöpf, auf das die Sonne scheint!

Claudine (gleichmüthig, fortstickend). Warum denn?

Mariette (in der Aufregung ihr Taschentuch zwischen den Händen drehend). Enttäuscht, verrathen, betrogen, verloren, vernichtet! auf ewig!

Claudine (wie früher). Das wäre ja Schade! Aber wieso denn?

Mariette. O es schlägt kein Herz in Ihrer Brust, wenn Sie das nicht begreifen.

Claudine (ruhig). Erklären Sie mir es, damit es zu schlagen anfängt.

Mariette (weich). Wie, Sie wollten mich glauben machen, daß Sie nicht errathen, wer hier von uns ging? Ich ehre Ihr Zartgefühl — aber Sie müssen sich doch erinnern, Claudine, daß wir heute schon von diesem Herrn Mühlinger gesprochen haben.

Claudine. Nun und was folgt daraus?

Mariette. Sie verstehn noch nicht? Haben Sie denn nicht bemerkt, daß er ein Ungeheuer, ein Cannibale, ein Chinese, die Lächerlichkeit selbst geworden ist?

Claudine. Sie müssen ihn ja nicht heirathen.

Mariette (mit naivem Ernste). Das ist es ja eben! Statt mich in Sehnsuchtsqualen nach ihm zu verzehren und ein Opfer schmerzlicher Entsagung zu sein, muß ich nun in aller Geschwindigkeit trachten, daß mir der abgeschmackte Mensch nur aus dem Sinne kömmt!

Claudine. Das ist ja gut.

Mariette. Abscheulich ist es! Wie ist es nur möglich, daß aus einem so liebenswürdigen Knaben eine so lächerliche Person werden kann?

Claudine. Er ist vielleicht nicht schlimmer als viele Andere. Aber das Ideal, von welchem Sie träumen, wird nicht leicht Jemand erreichen.

Mariette (lebhaft, freudig). O, es existirt leibhaftig!

Zwölfter Auftritt.

Wohlmann. Die Vorigen.

Wohlmann. Alle Wetter, Kind! Du hast wieder verdorben, was Du gut gemacht hattest! Der Baron ist von neuem halb außer sich!

Mariette. Der Baron? Was gibt es denn?

Wohlmann. Er hat mir seine Sachen en détail auseinandergesetzt, sie stehn gar nicht so schlimm. Als ich ihm meine Freude darüber ausdrückte, war er ganz beklommen und meinte, es wäre nur deshalb gut, weil Du nun nicht mehr großmüthig zu sein brauchest, er wolle kein Opfer, Du liebest ihn nicht mehr.

Claudine. Was diesen letztern Punkt betrifft, Herr von Wohlmann, kann ich Sie vollkommen beruhigen, nicht wahr, Mariette?

Wohlmann. Sprich aufrichtig, Kind; es kann mir nicht einfallen Dich für Dein ganzes Leben unglücklich machen zu lassen, wenn man es mit Ehre ändern kann.

Mariette. Machen Sie mich immerhin so unglücklich, Papa!

Wohlmann (neckend). Soll ich Dich als ein blutiges Opfer an den Altar schleppen?

Mariette. Sie haben sich ja schon einen rothen Mantel dazu bestellt!

Wohlmann. Aber wenn Du Dich nach der Trauung vom Kirchthurme herunterstürzest?

Mariette. Das macht nichts, Papa! Sie lassen ja Stroh breiten!

Wohlmann. Und Deine frühere Liebe?

Mariette. O still, Papa, das hab' ich nur geträumt!

Dreizehnter Auftritt.

Dorsan. Mariette. Wohlmann. Claudine.

Mariette (Dorsan entgegengehend und ihn in den Vordergrund führend). Dorsan! Mein geliebter Eduard!

Dorsan. Das ist Ihre wahre Stimme, Mariette! Sie lieben mich, Du liebst mich!

Claudine (die den Schlüssel vom Tisch genommen, auf welchen ihn Mariette geworfen; auf den Baron zeigend). Darf ich, Mariette?

Wohlmann. Was sperrt dieser Schlüssel?

Mariette. Er sperrt eine Vergangenheit zu, in der die Fantasie allein mächtig war.

Claudine. Und wenn ich ihn dem Baron übergebe?

Mariette (den Schlüssel aus Claudinens Hand nehmend, schalkhaft). Wenn er ihn noch nimmt — (freudig) dann sperrt er eine Zukunft auf, in der die Liebe waltet.

Dorsan (stürmisch). Er erschließt mir ein Paradies! (Umarmung.)

(Der Vorhang fällt.)

Am Posilip.

Von Karl Woermann.

Nicht in Neapel, dem schwülen: am Strande des rauschenden Meeres
Wohnten der Maler und ich, draußen am Fuße der Höh'.
Aber mein Freund ging täglich, um Skizzen zu malen, in's Freie,
Während, an Bücher gebannt, einsam im Zimmer ich blieb.
Doch mich verführte der Blick. Von den Rädern der stolzen Karossen
Wirbelte Goldstaub auf; leuchtendes Gold in der Glut,
Welche die sinkende Sonne von Ischia sandte herüber,
Neidischer Staub, der dem Blick reizende Schönen verhüllt.
Hinter der Straße das Meer, noch wallend vom gestrigen Sturme,
Zackig und schroff von Sorrents purpurnen Felsen begrenzt!
Blau ist das Meer, es ist feucht: Dem Feuchten im Aug' Aphroditens
Gleicht es; es packt mein Herz plötzlich mit Schauern der Luft.
Thor ich, noch immer im Zimmer und über den Büchern zu brüten,
Welche die griechische Welt grau nur mir malen in grau!
Ach! und mein herrisches Herz heischt blühendes, glühendes Leben!
Ach! und das ewige Meer lächelt so feucht doch und blau . . .
Siehe, da bin ich! es netzt der zerrinnende Schaum mir die Sohlen,
Während der schimmernde Sand leicht durch die Finger mir perlt
Und mit dem nordischen Blond, das lockig die Schläfen mir kränzet,
Kühlend ein Lufthauch spielt, feucht von der Nähe der Flut.
Lufthauch, Rauschen der Wellen und Fülle von leuchtenden Farben
Lösen des grübelnden Hirns feine Gespinnste gemach.
Nenn' ich es Schlummer? die Farben, die glühenden, schwinden dem Auge,
Nur durch's Ohr noch vernehm' dumpf ich das Rauschen des Meers.
Welch ein Gesicht! urplötzlich umleuchtet mich seltener Lichtglanz,
Der, wie den Wolken der Mond, dunkelen Wogen entsteigt.
Heller und heller erscheint er; mich faßt unendliches Sehnen;
Aber die Sehnsucht wird schnell mir und göttlich erfüllt.
Denn in dem Lichtglanz seh' ich ein Weib sich den Wellen entheben,
Blendenden Leibes ein Weib, herrlich und hoch von Gestalt.
„Ha! ich erkenne dich, Weib! du heißest, du bist Aphrodite;
Tochter des wogenden Meers, Mutter der Liebe zugleich!
Sei mir gnädig, o Göttin, verzeih' den Gedanken, in denen
Bleich dein Bild mir bisher, bleich und verkümmert gelebt!
Konnt' ich es ahnen nach Allem, was eisiger Marmor und Bücher
Lehrten von dir, wie schön, Göttin, wie herrlich du seist?"
Halbmitleidig und halb wie zum Spotte die Lippen verzogen
Sah sie mich an. In's Mark drang mir ihr leuchtender Blitz.

„Wahrlich, du sagst es," so sprach sie und sprach kein weiteres Wort mehr;
Aber sie lächelte doch wieder versöhnlich mich an;
Und sie verschwand nicht gleich: sie ließ mich im Anschaun schwelgen
Bis sie verschwand und ich wach lag in dem Sande des Strands.
Nacht nun war es; doch daß ein Nachen dem Ufer sich nahte,
Hört' ich am Rudertakt, sah ich am Leuchten des Meers.
Bald an der Stimm' auch erkannt ich den fleißigen Fischer, der landwärts
Steuernd den hellen Gesang: „Santa Lucia" begann.
Auf den Gesang hin kam die Geliebte des Burschen gesprungen;
Neben mir stand sie am Strand dunkel in dunkeler Nacht.
Doch ich erkannte den Schatten, erkannt' es am reizenden Umriß,
Daß ihr die Chariten all' weihend die Stirne geküßt.
Lieblich entspann sich melodischer Ruf und ein Reden und Lachen,
Bis mit der Woge der Kahn leicht an dem Sande sich stieß,
Bis er, an's Ufer gesprungen, mit Kuß sie begrüßt und Umarmung,
Netz' und Geräthe sodann sorglich in Ordnung gebracht,
Und sie fortzog, um in der Hütte mit ihr zu verschwinden,
Deren geöffneter Thür winkendes Feuer entschien.
Einsam lag ich, bis laut ich des Freundes, des nordischen Malers,
Rufende Stimme vernahm und ich erwidert den Ruf.
„Find' ich dich endlich!" so rief er: „Es harret im Zimmer die Lampe,
Mühsam gesammelter Stoff harret des ordnenden Geist's!"
Nichts zu erwidern vermocht' ich; ich dachte nur Dieses und Jenes,
Während der Freund mich zurück führte zum Staub des Berufs.
Schweigend wandelten wir; die Nacht war köstlich; der Vollmond
Hub sich im Osten empor hinter dem Rauch des Vesuvs.
Mächtig und breit goß über das Meer sich der silberne Lichtglanz
Und mit dem Mondlicht sank heilige Stille herab;
Ja, so leis nur rauschte das Meer noch, daß wir das Brausen
Hörten der nächtigen Luft, welche Neapel bewegt.

Sprüche.

1. Von Theodor Aufrecht.

Gönnst Raum du einem Feind,
Zum Schaden wird er leicht;
Der Docht verbrennt das Oel,
Das Nahrung ihm gereicht.

Zwar faßt auf schwarzer That
Nirwana strafend ihn; —
Doch — schone keinen Feind! —
Das Oel, das Oel ist hin.

„Geschmack ist eine Phrase
In Zweifel stets und Kampf."
Dem Götzen ohne Nase
Behagt kein Opferdampf.

Gehörte den Moralisten die Schur,
Sie stutzten mit gleicher Scheere
Die Schafe zu, wo Mutter Natur
Versäumet Zucht und Lehre.

Steif aufgepflanzt in Reih' und Glied,
Wie in dem Zaune die Stöcke,
Einstimmig blökten ein frommes Lied
Glückselige Lämmer und Böcke.

Der Riese soll, so gut es geht,
Im kurzen Bett sich bequemen,
Denn Individualität
Ist feindlich den Systemen.

2. Von Theodor Valke.

Die Glocke wär' um ihren Ruhm betrogen,
Hätten Freunde sie nicht in die Höhe gezogen.

Der reinste Schnee wird trübes Wasser geben;
Der Schein erfreut mehr, als der Kern im Leben.

Ein Stein, der eingepflastert werden litt,
Beklag' sich nicht, wenn Jeder nun ihn tritt.

Die Uhren gleich zu gehn sich nie bekehren:
Warum? Es will sich jede schlagen hören.

3. Von Richard Samel.

Beim ersten Hauch, der dich beseelt,
Und bei des Herzens erstem Pochen
Bist du dem Tode schon vermählt.
Das Leben sind die Flitterwochen.

4. Von Agnes Kayser-Langerhanns.

Du willst auf Rosen wandeln?
Streu' keine Nesseln aus:
Nur edelmüthig Handeln
Zieht Frieden dir in's Haus.

Wenn Adam und Eva noch weilten
Auf Erden und wären sich hold —
Den Apfel, in den sie sich theilten,
Nähm' Adam nur, wenn er von Gold.

5. Von O. S. Seemann.

Erwarte nicht dein ganzes Heil
Von einem Ding, von einem Tag;
Erfüllter Wunsch ruft neue wach,
Der Fäden viele braucht das Seil.

Wie dein Thun was Rechtes tauge?
Was du sollst, empfinde stündlich,
Was du willst, behalt' im Auge,
Was du kannst, erwäge gründlich.

Jeder, der mehr will als er kann,
Quält sich umsonst und ist übel dran.
Kann er mehr als er leisten will,
Muß er sich halten mäuschenstill;
Merkt' es die Welt, so wird sie ihn fassen,
Wird ihm nicht Rast nicht Ruhe lassen.
Nur wo Wollen und Können gleich,
Gibt es auf Erden ein Himmelreich.

„Du bist ein entsetzlicher Egoist."
Auf meine Besserung dürft Ihr hoffen,
Sobald ich — laßt mir die kurze Frist —
Einen Tuisten angetroffen.

Was maltraitirt Ihr unsre Zeit,
Und wiederholet lang und breit,
Daß dies Jahrhundert nicht gescheit,
Ihr argen Schwätzer?
Es gab von je, und gibt auch heut'
So Wein, wie Krätzer.

Die Löwen in der Eselshaut,
Mit denen läßt sich's wagen;
Die Esel in der Löwenhaut
Sind schlimmer zu ertragen.

Bedenk' es wohl: Dein Echo tönt die Welt,
Sie spiegelt nur dein liebes Ich getreulich;
Zufried'ner Sinn erblickt, was ihm gefällt,
Verdross'ne Laune sieht die Welt abscheulich.

Mögen sie denken, mögen sie reden,
Ist doch einmal die Erde nicht Eden.
Läßt du dich jeden Narren verdrießen,
Wirst du für seine Thorheit büßen.

Bürger's politische Ansichten.

Nach ungedruckten Briefen, Gedichten und Aufsätzen seines literarischen Nachlasses.

Von Adolf Strodtmann.

Der Fluch nationaler Zersplitterung und politischer Ohnmacht, welcher seit dem dreißigjährigen Bruderkriege auf Deutschland lag, spiegelt sich noch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in dem geringen Maß von Theilnahme, das die Mehrzahl unserer hervorragenden Schriftsteller den wichtigsten Weltereignissen ihrer Zeit und der Entwicklung des staatlichen Lebens ihrer Nation zuwandte. Selbst der nordamerikanische Freiheitskampf, welcher in Frankreich den durch Voltaire's und Rousseau's Schriften genährten Zündstoff revolutionairer Ideen nach wenigen Jahren zur hellen Flamme emporschlagen ließ, vermochte in deutschen Seelen kaum hie und da ein Fünkchen aufwallenden Zornes über die Schmach der heimischen Zustände zu wecken. Wir wüßten in der That, außer der Erzählung des Kammerdieners in „Kabale und Liebe", kaum ein Zeugniß dafür beizubringen, daß sich ein deutscher Schriftsteller jener Zeit zu einem Schrei der Entrüstung über den Verkauf deutscher Landeskinder nach Amerika bewogen gefühlt hätte; nicht einmal Seume, der doch selbst eins der unglücklichen Opfer dieses Seelenschachers war, nicht er einmal fand in seinem Schicksal einen berechtigten Grund, die Zustände, welche ihn und Tausende seiner Brüder in eine so traurige Lage versetzt hatten, als eine Ausgeburt frevler Despotenwillkür zu verdammen. Es ist lehrreich und bedeutungsvoll, daß das erste Aufkeimen einer politisch freien Gesinnung in unserer Literatur genau mit dem ersten Erwachen eines starken Nationalgefühles zusammen fällt. Mögen wir heut zu Tag immerhin die schwülstige Bardensprache in Klopstock's Hermannsdramen belächeln, wie sie schon vor hundert Jahren von Manchem belächelt ward: aber vergessen wir nicht, daß an diesen Dramen und an den schwungvollen patriotischen Oden ihres Verfassers sich jener Tyrannenhaß und jene Freiheitsbegeisterung der Dichterjünglinge des Göttinger Hainbundes entzündeten, welche in den Liedern von Voß, Hahn und den Grafen Stolberg eine Saat ausstreuten, die zuvor nicht auf deutschen Boden gefallen war. Zu dem Kreise dieser Jünglinge, wenngleich nicht direct zu den Mitgliedern ihres Bundes, gehörte auch **Bürger**, und seine mir vorliegenden Nachlaßpapiere liefern den unzweideutigen Beweis, daß er die Jämmerlichkeit der politischen Zustände seiner Zeit aufs tiefste empfand, und seinen Freiheitsidealen bis an sein Lebensende die unverbrüchlichste Treue bewahrte. Ich will dies an der Hand einiger bisher unveröffentlichter Documente zeigen, unter welchen die mir erst kürzlich bekannt gewordene Sammlung der Briefe Bürger's an Goeckingk von besonderem Interesse ist.

Die Freundschaft dieser beiden Dichter, deren Geburtsstätten wenige Meilen von einander entfernt lagen, stammte bereits von der Schulbank her, und wurde, mit einer einzigen längeren Unterbrechung, durch einen regen brieflichen Verkehr bis zum Tode Bürger's von beiden Seiten in stets sich gleich bleibender Wärme unterhalten. Bei aller Verschiedenheit der Charactere und der späteren Schicksale, hatten Beide doch

manchen Geisteszug und manches schwere Herzeleid mit einander gemein. Wie Bürger, fühlte auch Goeckingk sich lange Jahre hindurch gedrückt und unbefriedigt in den kleinlichen Amtsverhältnissen eines abgelegenen Harzstädtchens, und suchte in der Poesie Trost und Erholung von der langweiligen Monotonie seiner Berufsarbeiten; aber er besaß sittlichen Stolz und Pflichtgefühl genug, letztere darum nicht, wie Bürger, unmuthig zu vernachlässigen, sondern seinen hoffärthigen Vorgesetzten und Collegen durch sein Beispiel zu beweisen, daß seine dichterischen Bestrebungen ihn nicht hinderten, ein eben so tüchtiger und practischer Beamter, wie irgend Einer von ihnen, zu sein. Es war ihm, wie er einmal an Bürger schreibt, ein Vergnügen, „solche Menschen, die da wähnen, aller Welt Wissen und Können bestehe in dem, was sie wissen und können, zu überzeugen, daß er den Dienst so gut verstehe als sie selbst, die Schäkers, die Jedem, der einmal ein Paar Bogen Verse hat drucken lassen, kein Körnchen ihrer allwissenden Weisheit zutrauen." Wie Bürger, strebte auch Goeckingk in seinen Liedern und Episteln nach volksthümlicher Einfachheit und Allgemeinverständlichkeit des Ausdrucks, freilich ohne sich mit so künstlerischem Tacte, wie Jener, vor der Klippe platter Trivialität zu bewahren; wie Bürger, entnahm auch er den Stoff seiner Gedichte mit Vorliebe wirklichen Herzenserlebnissen und subjectivsten Empfindungen, — die „Lieder zweier Liebenden" sind geradezu der versificirte Liebesroman, den er mit seiner nachmaligen ersten Gattin vor der Hochzeit durchgespielt; — ja, es fehlte wenig, so hätte sich auch bei ihm das tragische Schicksal Bürger's wiederholt, durch die im täglichen Verkehr einer gemeinsamen Häuslichkeit aufkeimende Liebe zur jüngeren Schwester seiner Frau in die qualvollsten Conflicte gestürzt zu werden, — eine Gefahr, welcher er vielleicht nur durch ein größeres Maß von Selbstbeherrschung und Gewissenhaftigkeit seines minder leidenschaftlichen Temperamentes entging. Wie Bürger, heirathete er dann nach dem frühen Tode seiner ersten Frau deren Schwester, mit welcher er bis an ihr Lebensende mehr als dreißig Jahre einer glückvollen Ehe verlebte. Zu all' diesen Berührungspunkten umschlang die beiden Freunde noch das Band einer gleich freien politischen Gesinnung, welche an den großen Weltereignissen den lebhaftesten Antheil nahm, und Jeden von Ihnen in seinem Kreise nach Kräften für den Sieg seiner humanen Ideen von Volkswohl und Fortschritt der Menschheit wirken und streben hieß.

Ein glühender Haß gegen Fürstenwillkür, Adelsübermuth, Archonten-Nepotismus und politische Barbarei zieht sich durch den ganzen Briefwechsel Bürger's und Goeckingk's, wie er sich auch in ihren Gedichten oft genug Luft macht. Bürger's Zornlied des Bauers „an seinen durchlauchtigen Tyrannen", dies an Kraft und Kühnheit unübertroffene Vorbild unserer späteren social-politischen Dichtung, entstand lange vor der französischen Revolution. Von noch ingrimmigerer Bitterkeit ist Goeckingk's verwandtes Tableau „Die Parforce-Jagd", das fast um dieselbe Zeit veröffentlicht ward, und dem eine Reihe eben so satirischer Hohn- und Spottgedichte wider jene Despoten- und Adelswirthschaft folgte, gegen welche sich schon mancher Stachel seiner ältesten Epigramme gerichtet. Schon in den „Liedern zweier Liebenden" antwortet er der Geliebten, welche ihn vor seinem Hang zur Satire, vor „dem Spott, der leis und laut nicht Ordensband, nicht Zepter schonet", gewarnt hatte:

O, weiches Nantchen! alles Blut
Muß mit der Gall' ein Herz durchwühlen,
Wenn Fürstengroll und Uebermuth
Mit Menschen, wie mit Fliegen spielen."

Und in einem Sinngedichte auf Aretin heißt es bezeichnend:

Daß er den Muth besaß, den Großen Spott zu singen,
Trug eine goldne Kett' ihm ein.
Zur Kette könnt' auch ich's wohl bringen,
Nur möchte sie von Eisen sein.

Erinnern wir uns an das Schicksal, welches den unglücklichen Dichter Schubart wenige Jahre später ereilte, so liegt allerdings der Gedanke nahe, daß auch Goeckingk als Lohn für seine freie Sprache leicht sein Hohenasperg hätte finden mögen, wenn er nicht im Staate jenes großen Monarchen gelebt hätte, der das ihn selbst verhöhnende Pasquill niedriger zu hängen befahl, und der seinem Volke ein unbeschränkteres Maß von Denk- und Preßfreiheit gestattete, als irgend ein Regent seiner Zeit. Das begriff auch Goeckingk sehr wohl, als er, welcher schon auf der Schulbank des Hallenser Pädagogiums ein trotziger Tyrannenhasser war, in einer Epistel an seinen einstmaligen Lehrer, den Magister Schrader, schrieb:

Noch schallt dein Spruch in meinen Ohren,
Den über mich dein Mund einst that:
„In keiner Republik geboren,
Wärst du in jedem andern Staat,
Als diesem, den dein Fuß betrat,
Nicht glücklich, wo nicht gar verloren!"

Bereits seine älteste Epistel (an den aufgeklärten Pfarrer Goldhagen) führt den Gedanken aus: „Dient nicht dem Fürsten, dient dem Staat!" und diesen Gedanken hat Goeckingk zur Richtschnur seines ganzen Lebens gemacht. Wenn er später auf der Stufenleiter des Beamtenthums dennoch fast die höchste Staffel erstieg, so hatte er seine glänzende Carrière wahrlich keiner demüthigen Kriecherei, sondern lediglich dem höheren Orts erkannten Verdienste seiner ungewöhnlichen Pflichttreue und Tüchtigkeit zu verdanken. Er vermied den Umgang mit den Großen der Erde, statt denselben aufzusuchen, er antwortete einer Dame, die ihm die Reize des Hoflebens geschildert, daß ihm die unabhängige Einsamkeit seines Landhauses um keine Fürstengunst feil sei:

Hier schleudr' ich oft, ein echter Sohn des Teut,
Auf das Tyrannenvolk, das barsch vom Thron gebeut,
Und wähnt, der Rest der Menschen sei nichts nütze,
Als Sklav zu sein von seiner Herrlichkeit,
Der Wahrheit Donner und des Spottes Blitze . . . .
Was geht denn Euer Fürst mich an?
So lang' ich Brot und Wasser haben kann,
Bedarf ich keines stolzen Fürsten Gnade.
Und wenn er nicht zu mir herab sich lassen kann?
Gut! Mein sei immerhin der Schade!
Ich krieche nicht zu ihm hinan.

Und seinem alten Lehrer gibt er die Versicherung:

Dies weiß ich, daß dein Freund noch liebt,
Was damals er als Jüngling liebte,
Und über das sich noch betrübt,
Was ihn als Knabe schon betrübte.
Die wackern Helden des Homer
Lieb' ich, o Freund, noch jetzt so sehr,
Als in dem siebenzehnten Jahre;
Doch, tritt ein Nero nur hervor,
So heben jetzt noch meine Haare
Die Nachtmütz' auf dem Kopf empor.
Wie damals ich dem schwarzen Brette
Und Carcer (denn mein Ehrgefühl
Ging willig) Trotz geboten hätte,
So acht' ich meinen Kopf so viel
Noch jetzt, als einen Pappenstiel,
Gilt's für der Menschheit erste Rechte.
O Schande Rom's, daß Nero kühl
Das Blut der Bürger zapft' und zechte,
O Schand', daß er so spät erst fiel!
Allein, wann setzten je die Knechte
Der Wollust ihren Kopf aufs Spiel?

Goeckingk dürfte wohl der einzige deutsche Schriftsteller gewesen sein, der, wie Mirabeau in seinem „Rath an die Hessen und die übrigen von ihren Fürsten an England verkauften Völker Deutschlands", in seinem „Kriegslied eines Provinzialen" die deutschen Truppen geradezu auffoderte, mit den amerikanischen Rebellen, die sie mit offenen Armen aufnehmen würden, gemeinschaftliche Sache zu machen. Zu den beredtesten Zeugnissen der politischen Gesinnung dieses edlen, mit Unrecht fast ganz in Vergessenheit gesunkenen Dichters gehört ferner noch ein, „Golddurst" betiteltes, Straflied an die Deutschen, das, wie alle vorhin mitgetheilten Verse, geraume Zeit

vor dem Ausbruche der französischen Revolution geschrieben ist, und in dessen ernsten Vorwürfen gewiß ein heilsamerer Patriotismus lag, als in allem großprahlerischen Bardengebrüll. Und eben so selbstbewußt, wie Schiller zwanzig Jahre später „die deutsche Muse" preist, die „ihre Blume nicht am Strahl der Fürstengunst entfaltete", singt Goeckingk schon in der Epistel an den Herrn P. W.:

In Frankreich suchte sonst der Schmeichler und der Duns
Nur Goldsand in der Hippokrene.
Wir hatten nie Auguste und Mäcene,
Das, was wir sind, sind wir allein durch uns.
Ein wahres Glück! Denn es ist mit der Kunst
Wie mit der Tugend; wer nicht beide
Um ihrer willen liebt, nur liebt um Fürstengunst,
Der fühlt ihr Aeußres nur, nicht ihre innre Freude.

Ein wahres Glück! Weil das, was tief vergraben
Im Schutte der Barbaren lag,
Der Menschheit ältesten Vertrag,
Wir dadurch bloß hervorgezogen haben . . . .

Auf ferner denn zum allgemeinen Krieg
Um Wahrheit! Nicht um Gold, um Titel und um Bänder!
Wir haben keine Jahrgeldspender,
Doch unser war am öftersten der Sieg!

Das also war der Mann, mit welchem Bürger so viele Jahre hindurch seine Ideen und Gesinnungen austauschte, und bei welchem er sicher war, für seine Klagen und Hoffnungen stets die wärmste Theilnahme zu finden. Bürger, der sich bekanntlich im Sommer 1782 mit der Bitte um Anstellung im preußischen Staatsdienste direct an Friedrich den Großen wandte, war schon lange vorher bemüht, dem erstickenden Druck seiner kleinstaatlichen Verhältnisse zu entrinnen. „Geben Sie mir nur an die Hand, auf welche Art ich zu guten Connexionen im Preußischen gelange," schrieb er den 29. Juni 1775 an Goeckingk. „In diesem fatalen aristokratischen Lande ekelt's mich, das liebe Leben, das ohnehin so kurz ist, zu verschwenden." — Goeckingk aber war mit den Zuständen in Preußen, trotz der relativen Freiheit unter dem Regimente Friedrich's II., eben so wenig zufrieden. Im April 1776 übersandte er Bürger einen, wie es scheint, humoristischen Aufsatz, den „Versuch eines deutschen Wörterbuchs". „Bei meinem Wörterbuche," klagt er in den Begleitzeilen, „hab' ich manchen Seufzer ausgestoßen, daß man auch im Preußischen noch nicht frei genug schreiben darf, wenn man nicht ein Privatmann ist, der sich um alle Excellenzen nichts schiert. Doch das wollen wir beide auch schon noch werden, und dann sei der Himmel den Narren gnädig!" — Im Frühling 1777 verweilte Bürger einige Wochen bei seinem Freunde, dem Stabssecretair Boie, in Hannover, und wurde dort von den einflußreichen Mitgliedern des königlichen Regierungscollegiums sehr freundlich aufgenommen. Er erstattete Goeckingk über diese Reise einen scherzhaften Bericht: „Übrigens dienet zu wissen, daß die hohen und niedern Potentaten Hannovers sich ziemlich beflissen haben, uns hier, da und dort ein- oder zweimal satt zu futtern, wofür wir denn freilich auch baß genothfacht wurden, gemeiniglich die letzte Komödie zu recensiren, oder über unsern Homer und übrige poetische Arbeiten Red' und Antwort zu ertheilen." — Goeckingk hatte in derselben Zeit eine Reise nach Braunschweig und Wolfenbüttel gemacht, und war als Dichter in ähnlicher Weise mit Gastgelagen fetirt worden. Er hatte es abgelehnt, sich dem Herzoge von Braunschweig vorstellen zu lassen, wie auch sein Gedicht an Herrn von S. in B. erwähnt:

Nein, Freund! ich mag nicht vorgestellt
Bei deinem Fürsten sein,
Weil er's für große Gnade hält,
In hohen Augenschein,
Gleich einem Thier der neuen Welt,
Von ihm genommen sein.
— — — — — — — —
Denn siehst du, eitel bin ich nicht,
Doch stolz in hohem Grad.

Und an Bürger antwortete er: „Mir ist's ungefähr in Wolfenbüttel und Braunschweig so gegangen, wie Ihm. 's ist mein Seel' doch schnurrig, daß Leute, die unser Einen wie [Benjamin] Michaelis verhungern ließen, ehe sie einen Dukaten beitrügen, uns ins Hospital zu kaufen, 30 Thlr. an ein Souper wenden, uns zu begaffen.

Diese verdammte Bemerkung hatte mir den Kopf so verrückt, daß ich mich bei dem hohen Adel beider Städte in schönen Credit gesetzt haben werde. Ich sollte auch die Gnade haben, dem Herzoge von Braunschweig den Rockschooß zu küssen, allein dafür ist mir des Herrn Gevatters Bart lieber, ob er gleich wohl nicht so weich sein mag."

Wenige Wochen nachher starb Bürger's Schwiegervater, der Amtmann Leonhart auf Niedeck, und Bürger bewarb sich um die erledigte Stelle. „Nun wollen wir mal sehen," schrieb er an Goeckingk, „ob die Magnaten so fertig sind, einem armen Poeten reellement zu helfen, als ihn zu einem Souper einzuladen .... Die Soupers geben uns die Großen, weil wir Verse machen können, sehr geschwind; aber sehr langsam, wiederum weil wir die leidigen Verse machen können, geben sie uns Ämter. Wenn ich durchdringe, Herr Gevatter, so kann Er das in der That für einen der glänzendsten Siege halten, welche jemals die Musen erfochten haben." Wie man weiß, erfochten die Musen nicht den Sieg — nachdem Bürger mit größter Anstrengung den Wirrwarr der vielfach vernachlässigten Amtsgeschäfte in Ordnung gebracht, erhielt ein bevorzugter adliger Bewerber die Stelle.

Goeckingk hatte seinerseits ähnliche Erfahrungen zu machen. Auf seine Gedichte pränumerirten freilich die Fürsten und der Adel sehr bereitwillig, was ihn jedoch nicht abhielt, ihnen die Wahrheit eben so derb zu sagen — „denn sie hätten meinethalb ihre Thaler sonst behalten können;" — aber in Berlin hielt man ihn mit leeren Beförderungsaussichten viele Jahre lang hin, ohne ihm Wort zu halten. Schon Anfangs 1779 schrieb er an Bürger, als die angestrengte Arbeit ihn aufs Krankenlager geworfen hatte: „Neun ganzer Wochen hatt' ich gesessen, Prosa und Reime zusammengeschrieben, um einen Theil der nach Berlin, für ein gnädiges Versprechen, bei einer der ersten Gelegenheiten als Rath placirt zu werden, verreiseten Gelder wieder zu verdienen; länger wollt's aber nicht gehen, rc. rc." Und vier Jahre später klagte er: „Auch ich, mein Lieber, bin meines Lebens satt, müde und überdrüssig in dem verfluchten Ellrich. Zwar hab' ich nur noch Einen zu einer Kriegsrath-Stelle in dem Departement des Ministers Schulenburg vor mir; aber selbst diese Aussicht macht mir keine Freude, da ich mit den Jahren immer unfähiger werde, Subaltern von Schurken und Dummköpfen zu sein, gegen die kein Remedium stattfindet, als ihre Schurkenstreiche und Dummheiten bei dem Minister zu denunciren. Das ist aber ein trauriger, mir verhaßter Behelf." Aus Mißmuth und Liebe zur Unabhängigkeit war er damals schon entschlossen, den Staatsdienst zu verlassen und mit einem Freunde eine Erziehungsanstalt auf dem Schlosse zu Grüningen zu errichten. Doch scheiterte dieser Plan an dem Widerstande der Regierung, ihm das Schloß für den angedeuteten Zweck zu vermiethen. Erst nach sechzehnjährigem Ausharren auf seinem verlorenen Posten wurde er als Domainenrath nach Magdeburg und zwei Jahre später als Kriegs- und Steuerrath nach Wernigerode versetzt; aber er blieb aufs bitterste verstimmt gegen die Leiden der Beamtencarrière selbst in den preußischen Staaten, und hielt es für eine Gewissenspflicht, seine Söhne vor derselben zu bewahren und sie lieber dem Militairdienste zu widmen. „Alle Stipendien in unsrer Familie," schrieb er an Bürger, „haben mich nicht bestimmen können, einen meiner Söhne den Studien zu widmen. Das härteste Brot in unserm Lande ißt man im Civildienst .... Und siehe! es ist ein elendes jämmerliches Ding um den ganzen Civildienst, wenn man zum Stehlen zu ehrlich ist .... Es ist mir völlig unbegreiflich, wie ich in Deutschland habe bleiben können, ob ich gleich noch in einem der erträglichsten Länder lebe." Und als er im Sommer 1789, zur Abfindung für die mühevollen Dienste, welche er fast zwei Jahre hindurch der Prinzessin Friederike durch Ordnung verwickelter Geschäftsaffairen erwiesen hatte, in den Adelstand erhoben ward, schrieb er in demselben Sinne: „Den Adelsbrief habe ich unsrer Prinzessin Friederike zu danken, deren Angelegenheiten als Pröbstin zu Quedlinburg ich bisher besorgt habe. Sie hat sich dadurch ein Geschenk für meine Mühe erspart. Mir selbst hilft es — gerade Nichts! Denn auf Stellen, die nur Edelleuten gegeben werden, mache ich keine Ansprüche. Meinen beiden Jungen aber, wovon der eine schon Soldat ist und der andere es

werden soll, sobald er das 11te Jahr erreicht hat, können die, allein von Narren beneidete, 3 Buchstaben gut zu statten kommen. Um keinen Preis möchte ich einen von meinen Söhnen dem traurigen preußischen Civildienst bestimmen, dessen Hauptcharacteristik Pferde-Arbeit und Zeischen-Futter ist." Den gleichen Rath ertheilt er Bürger in Betreff seines eigenen, ihm von der geliebten Molly hinterlassenen Sohnes: „Wozu ist er bestimmt? Laßt ihn Alles in der Welt werden, nur laßt ihn nicht studieren. Gebt ihn bei ein Bergwerk, bei einem Forstbedienten, einen Markscheider, einen Baumeister, Kaufmann, Salzwerk, oder wohin Ihr sonst wollet, nur, wenn Ihr den Jungen lieb und seine liebliche Mutter noch nicht vergessen habt, so laßt ihn nicht studieren." — „Ich bin nur noch da, mich für Andre zu placken," heißt es am Schlusse desselben Briefes. „Sollte ich es für mich selbst auf diese Art thun, so würde ich lieber nach Pennsylvanien gehen und irgend eine Bergspitze mit einer schönen Aussicht urbar machen. Ich umarme Euch von ganzem Herzen und wünsche mir weiter Nichts als das Glück, Euch hier in meinen verschwiegenen vier Wänden an meine Brust zu drücken. Das allein könnte mich auf eine geraume Zeit mit meinem Sklavenleben aussöhnen, und vergessen machen, daß ich saurer Brot esse, als der Taglöhner in meinem Stalle."

Bürger sowohl wie Goeckingk waren jederzeit mit Freuden bereit, ihre poetischen Interessen gegenüber den großen Weltereignissen in die Schanze zu schlagen. „Wohin es auch sei," schrieb Goeckingk bei Gelegenheit des bairischen Erbfolgekrieges im Frühjahr 1778, „dahin folg' ich meinem Schicksale mit frohem Herzen. Ruhe und Dichten ist zwar gut zu seiner Zeit; wenn Einem aber jene zu einförmig, dieses zum Ekel wird, so macht man wohl einmal so Eins mit." Und Bürger schrieb um dieselbe Zeit an Boie, den Herausgeber des „Deutschen Museums": „Das Kriegsgeschrei, das von allen Seiten her erschallt, ist mir blos des Museums wegen unangenehm. Sonst wackelt mir das Herz dabei für Freude. Der Friedenssumpf muß mal wieder ein wenig umgerührt werden."

Es versteht sich von selbst, daß Bürger sowohl wie Goeckingk bei ihren demokratischen Gesinnungen den Ausbruch der französischen Revolution mit nicht minderem Jubel begrüßten, als Klopstock, der schon im December 1788 seine bekannte Ode „Les Etats Généraux" im „Neuen deutschen Museum" veröffentlicht hatte, und bald andere schwungvolle politische Hymnen auf die junge französische Freiheit folgen ließ. Der alte Gleim, dem jede respektswidrige Auflehnung gegen die gottbegnadete Allmacht und Weisheit der Fürsten ein Greuel war, beschwor seinen theuren Bürger, sich von diesen revolutionairen Bestrebungen fern zu halten: „Um Gotteswillen, stimmen Sie in Klopstock's Lärmtrommel nicht ein, und wehren Sie (denn ich habe nicht daran gedacht, darüber ihm Etwas zu sagen) unserm noch feurigen Herrn Bouterwek, daß auch er nicht einstimmt!" Aber er predigte tauben Ohren. Schon im Frühling 1790 muß Bürger seinem Schwager Georg Leonhart, welcher als Fähndrich bei den Münster'schen Truppen den Feldzug gegen die belgischen Patrioten mitmachte, derb genug seine Mißbilligung dieses Eingreifens der deutschen Reichstruppen in einen ihnen ganz fremden Rechtshandel erklärt haben; denn der junge Landsknecht antwortet ihm: „Du schändlicher Prophet! Wenn ich wüßte, daß Deine ruchlose Wahrsagung oder gar Dein hämischer Wunsch Schuld dran sein könnte, daß es uns so niederträchtig ergangen ist, siehe, ich wollte alle Fürsten und Potentaten anrufen, Dich, wo sie Deiner habhaft werden könnten, aufzuraffen und am höchsten Galgen zu knüpfen; ich wollte dann mit kaltem Blute zusehen und, wenn's Noth thäte, selbst Hand mit an's Werk legen." Auch der „aristokratische Hund" F. L. W. Meyer, wie Bürger diesen alten Göttinger Freund in einem Briefe an Goeckingk titulirt, schüttelt mit vornehmem Cynismus den Kopf über den republikanischen Feuereifer des Dichters, der selbst nach der Uebergabe von Mainz an die Franzosen immer noch der Revolution das Wort redete. Meyer schreibt ihm am 9. Juli 1793: „Geliebter Herrscherlingsschreck, keinem Herrscher furchtbar! Über Politik und Metaphysik werden wir beiden uns nie vereinigen. Ihr verlangt und ordnet immer Alles a priori, und

ich kenne Nichts, was meine nie zu besiegenden Zweifel einigermaßen bestimmen kann, als Erfahrung. Wenn indessen alle Demagogen Euch glichen, so möchte ich mir wohl gefallen lassen, sie am Ruder zu sehn. Denkt aber, daß so elende Bursche als George Böhmer und Wedekind Mainz mit eiserner Ruthe beherrschen, und fragt Euch selbst, wie Euch die Collegenschaft derselben gefallen würde? Doch verehr' ich im Voraus die Träume, die Ihr, will's der Himmel und die heilige Guillotine, einmal wahr machen werdet, nur behüte mich der Himmel, Augenzeuge davon zu werden. Vielleicht reinigt ein Gewitter die Luft, aber ich mag mich nicht an den Ableiter binden. Gehabt Euch wohl! Und laßt Euch den Berg, die Bergleute, Berggesinnungen und Bergtyrannei gut bekommen. Es sind doch keine vornehmen Leute. Das ist immer ein großer Trost. Vive la Constitution! Tout ce qui commence par Con, finit par être foutu." — Aus dem Ende Januar desselben Jahres stammt Bürger's politische Weissagung: „Wofern die aristokratischen Despoten Großbritanniens sich nicht noch zu rechter Zeit besinnen, und den Frieden mit Frankreich dem ungerechten Kriege vorziehen, so werden sie sich eine fürchterliche demokratische Ruthe vor ihre üppigen aristokratischen Ärse binden. Der stolze übermüthige Pitt wird seine Rolle als verachteter Sch—kerl endigen. Die Göttin der Freiheit und Gleichheit verleihe dazu ihren Segen." — Ein paar Monate später antwortet er auf einen Brief Goeckingk's, der ihm einige poetische Beiträge für den Musenalmanach gesandt hatte: „Was ich auf Verse zu sagen weiß, wenn sie auch gleich von dem Engel Gabriel, ja, was das Höchste ist, von mir selbst wären, das ist so viel, als sich allenfalls übersehen und von einer faulen Hand bestreiten läßt. Wer hätte das vor diesem gedacht, daß es mit einem poetischen Christenmenschen so weit kommen könnte? Ich kann nicht begreifen, wie Andere, z. E. Gleim, das Verswesen bis ins höchste Alter hinein noch so con amore treiben können. Wenn es nicht Noth halber geschähe, so sähe ich keine poetische Zeile, nicht einmal von mir selbst, noch an. Wundert Euch also nur nicht, wenn mir Eure letzte Sendung nur insofern willkommen ist, als ich dadurch mehrere Seiten des künftigen Musenalmanachs auf eine honorige Art anfüllen und der Sammlung vor dem verslustigen Publikum ein stattlicheres Ansehn verschaffen kann. Mich selbst interessirt es unendlich mehr, was Ihr mir in ehrlicher Hausmannsprosa von Euren täglichen Lebensbegegnissen aus Eures Herzens Schrein mitzutheilen habt. Lieber G., woher kömmt das? Kömmt es daher, weil ich alt werde? Das denke ich bisweilen, und es wandelt mich eine kleine Unruhe deswegen an. Gleichwohl fühle ich mich in vielem Betracht oft noch so jugendlich, als vor 30 Jahren, und wenn ich nicht durch meine Kinder eines Andern belehrt würde, so würde ich mir bisweilen einbilden, ich hätte so eben meinen ersten Ausflug gethan, und hätte die ganze Lebensbahn noch vor mir. Ich bin daher fast mehr geneigt, diese Umstimmung dem politischen Zeitlaufe zuzuschreiben, der mich unwiderstehlich mit sich fortreißt. Wahrlich, kein Liebesabenteuer hat je mein ganzes Wesen so sehr in sich hinein verstrickt, als das gegenwärtige große Weltabenteuer, von welchem ich keinen Ausgang sehe, ja nicht einmal zu ahnden im Stande bin. Ihr werdet es nunmehr schon aus dem Geruche abnehmen, wo der Hund bei mir begraben liegt. Das ganze Cadaver will ich Euch nicht wieder aufdecken, da wir in Zeiten leben, in welchen Einen so gern Alles, was eine Nase hat, anschnüffelt, und die Ketzerei gar oft auf eine eben so gründliche Weise herausgebracht wird, als die Kinder es mittelst des Reimes: Allhier auf dieser Bank, ist ein großer Gestank ꝛc. ꝛc. herausbringen, wer von ihnen etwas hat streichen lassen."

Goeckingk erwidert in Uebereinstimmung mit diesen Gesinnungen: „Euer Geständniß, lieber Bürger, in puncto der Versmacherei ist mir hundertmal lieber als wenn Ihr meine Verslein noch so schön gereimt gefunden hättet. Warum wir keinen Geschmack mehr an der leidigen Poesie finden, das erklärt sich so leicht! Dagegen sollte es mich sehr wundern, wenn Voß z. B. jemals aufhören sollte, in Versen und was dem anhängig ist, zu leben, zu weben und zu sein. Eine einzige Depesche von Dumouriez interessirt mich mehr, als Vossens schönste Hexameter oder Ramlers pomphafteste

Ode." Im Uebrigen hatte Goeckingk durch den Krieg gegen Frankreich Mancherlei zu leiden. Sein ältester Sohn machte den Feldzug von 1792 mit und wohnte den Gefechten von la Lune und Valmy bei, und der Vater hatte daheim als Kriegsrath alle Hände voll zu thun. „So entfernt auch der Schauplatz des Krieges von uns ist," schrieb er am 7. Januar 1793 an Bürger, „so viel macht der Krieg selbst mir dennoch zu schaffen. Bald muß Fourage für die Durchmärsche zusammen gebracht, bald sollen Fuhrleute für die neuen Montirungsstücke geschafft, bald Marquetender engagirt, bald Subjekte zu Unterbedienten für das Proviantamt ausfindig gemacht werden; kurz es vergeht kein Tag ohne solche Schererei, und alle übrige Geschäfte haben dabei immer ihren Fortgang. Mein Vater muß an diesem verdammten Metier mehr Freude gefunden haben als ich. Hätte ich auch zehn Jungen, so würde ich doch zu gewissenhaft sein, um Einen dazu zu erziehen. Es ist eine traurige Aussicht, daß ich mich bis an den letzten Tag meines Lebens so werde fortquälen müssen, ohne jemals die Süßigkeit des Privatstandes geschmeckt zu haben. Ehemals fühlte ich das so nicht. Meiner Geschäfte waren weniger, und die Zeit, die mir übrig blieb, widmete ich der Literatur, darüber vergaß ich das Übrige. Auch waren meine Arbeiten von der Art, daß höchstens dem Kopfe dafür ekelte, jetzt aber leider auch dem Herzen. Rekruten, Packknechte, Artilleriepferde auszuheben, dabei leide ich selbst so viel, als der, dem der Sohn oder das Pferd genommen wird." Gewiß zeugen diese Worte von einem edlen Charakter, und gewiß war es für Goeckingk eine doppelte Pein, sich alle diese Lasten um eines Krieges willen aufgebürdet zu sehen, der auf die Niederwerfung der Freiheit eines fremden Volkes gerichtet war. „Ist es denn wirklich wahr," frug er verwundert, „daß Chur-Hannover seine Truppen gegen die Franken marschiren lassen will? Das ist mir sehr unerwartet. Ich brachte auf meiner Rückreise [von Coblenz] einige Tage in Gesellschaft der Gesandtin v. Ompteda zu, und nach Allem, was ich von ihr hörte, schien es mir unglaublich, daß Hannover jemals einen weitern offensiven Antheil, als höchstens durch sein Reichs-Contingent, nehmen könne.... Wie viel, liebster Bürger, gäbe ich für Einen Abend, den wir hier an meinem Windofen bei einer Schale Punsch verplaudern könnten. Ich dächte Euch doch Manches zu sagen, das Euch sehr interessiren würde, und ihr dort schwerlich erfahrt, da Niemand gern seinen Briefen Alles anvertraut."

Der anfängliche Rückzug der Revolutionsarmee und die ersten Niederlagen derselben im Jahre 1792 hatten Bürger so überrascht und empört, daß er einen Augenblick fast in dem Glauben an die französische Republik irre ward, und sein entrüstetes „Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier" dichtete, das er mit dem verwandten Epigramm „Unmuth" im Musenalmanache auf das Jahr 1793 drucken ließ. Letzteres lautete:

> Der Henker hole sie, die schönen Seifenblasen
> Von euerm Freiheitsmuth und seiner Riesenkraft,
> Wenn beides schon im ersten Kampf erschlafft!
> Mit Fäusten schlagt den Feind und nicht mit Rednerphrasen!

Wie sehr Goeckingk auch in diesem Punkt die Stimmung seines Freundes theilte, sagt uns die Bemerkung in dem eben erwähnten Briefe: „Euer Unmuth hat trefflich gewirkt. Aber nun dürfet Ihr vielleicht es nicht einmal gut wagen, den braven Leuten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Außer den genannten und anderen, meist epigrammatischen Gedichten über die politischen Zeitereignisse, welche Bürger in den Musenalmanachen veröffentlichte („Die Tode", „Vorschlag zur Güte", „An einen Zeitschriftsteller", „Freiheit", „Entsagung der Politik"), finden sich in seinem handschriftlichen Nachlasse mehrere bisher ungedruckte Sinnsprüche und Fragmente unvollendeter Lieder, welche der französischen Revolution ihre Entstehung verdanken, und hier folgen mögen:

Franken und Franzosen. [August 1791.]

Die Edlen, die nicht mehr an alter Seuche kranken,
Nennt nicht Franzosen mehr! Sie heißen edler Franken!
Begriff und Wort Franzos ist nur für das geprägt,
Was noch in Mund und Schooß die alte Seuche hegt.

[1792.]

Die Könige, ihr Herrn des heimlichen Gerichts,
Verschulden wenig oder nichts.
Die Stümper schont mit euren Rächerklingen:
Laßt die Minister drüber springen!

[Ende 1792.]

Uns, die wir nicht, wie ihr, vom Recht zu herrschen denken,
Uns, Gott sei Dank! zwar nicht an Herz und an Verstand,
Doch mindestens an Auge, Mund und Hand
Durch Knebel, Bind' und Strick bestmöglichst zu beschränken,
Steht euch, so lang' es geht mit euren Herrscherränken,
Für euer hohes Wohl — ihr nennt es Vaterland,
Ihr schlauen Herrn — mit nichten zu verdenken.
Doch wendet sich, wie man Exempel hat,
Trotz Fr—— H.g und Z[immermann] das Blatt,
So wird's uns hoffentlich auch R[ehber]g nicht verdenken,
Wenn wir zu unserm Wohl — sonst hat dies schwerlich Statt —
Euch an den Strick, den ihr uns dreht, ein wenig — henken.

[Fragment. Ende 1792.]

Der Freiheit droht mit Blei und Eisen
Der stolzen Unterdrücker Wuth.
Ich aber will sie dennoch preisen,
Und will's mit unerschrocknem Muth.
Denn seit der Schöpfung allen Weisen
Galt Freiheit für ein edles Gut.

[Anfang 1793.]

Zum bösen Spiel gewisser Fraten
Schweigt billig selbst ein edler Mann,
Wenn er durch seine Wort' und Thaten
In sein Verderben zwar gerathen,
Allein das Spiel nicht bessern kann.
Doch wer die Menschheit diesen Fraten
Durch Lob und Beifall kann verrathen,
Den speie mir der Schinder an!

[Fragment. Sommer 1793.]

Für Wen, du gutes deutsches Volk
Behängt man dich mit Waffen?
Für Wen läßt du von Weib und Kind
Und Heerd hinweg dich raffen?
Für Fürsten= und für Adelsbrut,
Und für's Geschmeiß der Pfaffen.

War's nicht genug, ihr Sklavenjoch
Mit stillem Sinn zu tragen?
Für sie im Schweiß des Angesichts
Mit Frohnen dich zu plagen?
Für ihre Geißel sollst du nun
Auch Blut und Leben wagen?

Sie nennen's Streit fürs Vaterland,
In welchen sie dich treiben.
O Volk, wie lange wirst du blind
Beim Spiel der Gaukler bleiben?
Sie selber sind das Vaterland,
Und wollen gern bekleiben.

Was ging uns Frankreichs Wesen an,
Die wir in Deutschland wohnen?
Es mochte dort nun ein Bourbon,
Ein Ohnehose thronen.
— — — — — — —
— — — — — — —

Schade, daß Bürger dies unvergleichlich kräftige Zornlied nicht vollendet hat! Aber auch in seiner fragmentarischen Gestalt bleibt es eins der herrlichsten Dokumente deutscher Revolutionspoesie.

Noch ein anderes bedeutungsvolles Zeugniß für die freie politische Gesinnung des Dichters mag sich hier anschließen. Bürger hatte sich im Jahre 1775 in die Freimaurerloge zum Goldnen Cirkel in Göttingen aufnehmen lassen, welche zu der heute noch bestehenden „Großen Landesloge" in Berlin gehörte. Er war ein eifriges Mitglied dieser Verbindung und wurde in den achtziger Jahren zum „Bruder Redner" ernannt. Dies Amt bekleidete er noch zu Anfang des Jahres 1793, als die Göttinger Loge, wie alle geheimen Verbindungen, auf Befehl der hannövrischen Regierung einstweilen aufgehoben wurde. Zwei seiner Freimaurerreden („Ueber die Zufriedenheit" und „Ueber den moralischen Muth") sind aus der Gesammtausgabe seiner Schriften bekannt; weit interessanter ist eine dritte, welche er am 1. Februar 1790, ein halbes Jahr nach Erstürmung der Bastille bei der Stiftungsfeier der Loge hielt. Wir sehen daraus, wie ernstlich Bürger es sich angelegen sein ließ, seinen freien Gesinnungen Anhänger selbst in einem Kreise zu werben, der statutengemäß eigentlich alle politischen und religiösen Debatten bei seinen Versammlungen ausschloß. Die Rede lautete:

Ermunterung zur Freiheit.

Wir führen den edlen und inhaltsvollen Namen freier Maurer. Bei welcher Veranlassung unsre Vorfahren denselben empfangen haben, und was für einem Inhalt er ursprünglich zum Symbol dienen sollen, das kann und will ich gegenwärtig nicht aus der Geschichte des Ordens darthun. Möge indessen sein Ursprung, möge sein eigentlicher Inhalt sein, welcher er wolle: so soll mich dies nicht hindern, eine Anwendung dieses Namens aus der Fülle meines Herzens zu schöpfen, welche würdig ist der Feier des heutigen uns heiligen Tages, und des herrlichen, goldenen Zeitalters, in welchem wir das Glück haben zu leben.

Zahlreicher, als gewöhnlich, haben wir uns heute hier versammelt, um uns der mehrjährigen segenreichen Dauer eines Institutes zu freuen, dessen erhabenster Zweck Beförderung der Glückseligkeit unter den Menschen ist. Hoffentlich sind wir auch alle mit einer mehr als gewöhnlichen Lebhaftigkeit des Geistes und des Herzens eingetreten, und werden also empfänglicher sein, als zu jeder andern Zeit, für den Samen großer und starker Gesinnungen, welche der Redner in die Herzen seiner Brüder bei feierlichen Gelegenheiten auszustreuen beflissen sein soll.

Zu welchem herrlichern Gewächs aber könnte ich wohl den Samen ausstreuen, als zu demjenigen Sinne für Freiheit, den kein Mensch verleugnen sollte, weil er, wie ein edler Fruchtbaum, seine Zweige über das Gebiet der Weisheit, der Schönheit und der Stärke verbreitet, und dieselben mit seinem Segen überschüttet? Alles Wahre, alles Schöne, alles Gute, Edle und Große, dessen der Mensch in Gedanken, Gesinnungen und Handlungen fähig ist, empfängt von diesem Baume des Lebens seinen Ursprung und seine Nahrung.

Wollten wir wohl, uneingedenk des herrlichen Namens, unser ganzes Geschäft nur das sein lassen, uns von Zeit zu Zeit allhier zu versammeln, mit Gleichgültigkeit Formulare herzusagen oder anzuhören, todte Ceremonien und Zeichen zu beobachten, uns zur Tafel zu setzen, und nach dem sinnlichen Genusse gedanken- und empfindungslos zur Ruhe von hinnen zu scheiden? Hören wir nicht, was für ein edler gewaltiger Geist jetzt draußen seine Flügel regt? Soll dieser Flügelschwung nur die Außenwände unserer Freiheitshallen umbrausen? Soll er nur unsere Ohren berühren, nicht aber auch unsere Herzen durchschauern? Soll er nicht stärker auf uns wirken, als ein eitles Märchen, in müßigen Abendstunden am Kamin hergeplaudert, wenn wir vernehmen, wie der nach allen Seiten hin sich ausdehnende Geist der Menschheit die Bande zersprenget, welche Vorurtheil und Aberglauben siebenfach um ihn herumgelegt hatten? Wenn wir vernehmen, wie kühn und unerschrocken er in das Heiligthum der Wahrheit dringet, und der furchtbaren Göttin gerade ins Antlitz blicket, unbekümmert, was ihm erscheinen werde, wenn nur sie selbst, die Wahrheit, es ist, was ihm erscheinet? Wollen wir's träge und schläfrig anhören, wie er seine Himmelsfackel über lange verdunkelten Rechten der Menschheit erhebet, damit die unvertilgbaren Worte der ewigen Gesetztafeln deutlich, laut und öffentlich gelesen

werden mögen? Wie davon die Herzen zu Hunderttausenden erwärmet und erweitert werden, wie Millionen Arme gestärkt und gestählt sich erheben, die Greuel des alten Unrechts hinwegzuschaffen, und die Schmach der Knechtschaft zu rächen, welche Jahrhunderte lang auf der Menschheit mit der Last ganzer Gebirge ruhete? Soll uns die heilige Lohe nicht mit ergreifen, welche in tausend und tausend edlen Brittenherzen für die in ihren schwarzen amerikanischen Brüdern niedergeschmetterte Menschheit lodert? Soll ewig unerweckt und unaufgeregt die von dem großen Urheber der Natur auch in uns gelegte Kraft ihren Todtenschlaf halten, die Kraft, welche in Gallien den furchtbaren Thron in einem Nu zertrümmerte, an welchem der Despotismus mit seinen Millionen Dienern Jahrhunderte lang gebauet hatte, und welcher wie ein unerschütterliches Gebirge dastand? Denken wir, fühlen wir gar nichts dabei, wenn eine Handvoll Belgen es nicht einmal erträgt, daß eine mit Millionen Schwertern bewaffnete Regierung auch nur ein Haarbreit an dem Rechte ihrer Verträge schmälere? Soll kein einziges unserer Herzen bei allen solchen seelenerhebenden Erscheinungen höher und lauter schlagen? O meine Brüder, das sei ferne von uns, ferne von uns, die wir uns des Namens freier Männer anmaßen!

Aber was will ich denn wohl? Will ich etwa die Herzen meiner Brüder mit den Blitzen der Beredtsamkeit entzünden, daß sie ihre Arme mit Lanzen und Schwertern bewaffnen, hinauszustürzen in den allgemeinen Aufruhr, der unsere Hallen draußen rings umtobet? Ja, ja, das möcht' ich! Für Menschenrecht und Freiheit möchte ich einen jeden von Ihnen bewaffnen — aber nicht mit Lanzen und Schwertern, welche der Waffenschmied schmiedet: sondern mit Waffen, welche mächtiger sind, als diese, Waffen, unter deren Schlägen selbst die ehernen Lanzen und Schwerter der Ungerechtigkeit und Tyrannei wie Glas zersplittern, vor denen die donnernden Rachen ihrer Geschütze verstummen, Mauern und Wälle ihrer Vesten zertrümmert wie Kartenhäuser umfallen.

Sie dürfen fragen, meine Brüder, welches ist die Freiheit, darob wir kämpfen sollen? Ist sie mehr, als leerer Wortschall und Name? Dürfen wir ihr noch huldigen, wie der unabhängige Sohn der Natur, welcher in den Wäldern umher streift? Haben wir ihren Vorrechten nicht auf ewig entsagt, nachdem wir in den Kreis der bürgerlichen Gesellschaft eingetreten sind? — Und wenn ja von ihren Gerechtsamen uns noch etwas übrig geblieben ist, wo nehmen wir Vermögen und Kraft her, die Hand der Gewalt, umgeben von immer bewaffneten Heerschaaren, diese eiserne Hand aufzubrechen, welche uns das Unsrige vorenthält?

O meine Brüder, wenn ich Ihnen alle diese und mehr Fragen, welche Sie mir entgegensetzen könnten, zu voller Gnüge beantworten wollte, so dürfte uns leicht die Morgenröthe des künftigen Tages über dieser Rede beschleichen. Nur Weniges und im Allgemeinen kann ich für heute darauf antworten. Mein Thema ist aber so reich, so herrlich und so erhaben, daß es mich in Stunden der Gesundheit des Geistes und des Leibes noch öfter zu Betrachtungen anreizen wird, welche Ihnen an dieser Stelle mitzutheilen, ich mir zur angenehmsten Pflicht machen werde.

Freiheit, meine Brüder, wird nie zum Schatten, nie zum leeren Namen werden, wir mögen auch noch so enge in bürgerliche Gesellschaften zusammen rücken. Weit gefehlt, daß wir den höchsten und ewigsten Vorrechten der Freiheit entsagten, so treten wir nur darum in Gesellschaften zusammen, unterwerfen uns nur darum bestimmten Gesetzen und Handhabern dieser Gesetze, daß wir uns der edelsten Kleinode desto fester versichern. Nie, nie haben weder wir, noch unsere Vorfahren, bis zum ersten Stammvater unseres Geschlechtes hinauf, denjenigen göttlichen und segensreichen Ausflüssen der Freiheit entsagt, welche uns als denkenden und empfindenden Geschöpfen unentbehrlich sind, zu physischer sowohl als moralischer Vollkommenheit und Glückseligkeit, sowohl in diesem irdischen Leben, als auch in demjenigen, welches wir noch erwarten, hinanzustreben. Hätten aber wir, oder unsere Väter es dennoch mit Wissen und Willen gethan, so wären wir Frevler an uns selbst, in uns Frevler an der Menschenwürde, und in der Menschenwürde Frevler an der Erhabenheit Gottes gewesen; und wir müßten eilen, uns des Verbrechens der beleidigten Menschheit und Gottheit zu entledigen. Wäre es nicht mit einem auf gründliche Einsicht sich stützenden Willen geschehen, wer sieht nicht, wie nichtsgeltend eine solche Entsagung sein und ewig bleiben müsse? Wäre sie uns vollends von der Uebergewalt der Tyrannei und des Despotismus abgedrungen, wer könnte zweifeln, daß der erhabene Proceß zur Wiedererlangung des Verlustes nicht jede Stunde mit Lebhaftigkeit erhoben, und mit Kraft, Nachdruck und unerschütterlicher Beharrlichkeit bis zum siegreichen Endurthel hinausgeführt

werden dürfe? Kein menschliches Gesetz kann uns verbinden, als dasjenige, welches wir uns selbst, oder so gut als selbst, durch diejenigen auferlegt haben, denen wir unser Recht dazu freiwillig übertrugen. Aber auch kein solchergestalt zu Stande gebrachtes Gesetz kann und darf uns verbinden, wenn es uns an unsern Fortschritten zu leiblicher und geistiger Vollkommenheit und Glückseligkeit hindert. Wer sich solche Gesetze gutwillig gefallen, wer sie sich ohne Widerstand aufdringen läßt, wer nicht sein ganzes Vermögen aufbietet, sie zu zertrümmern, oder, wenn das sein Arm nicht mit gutem Erfolg vermag, sich ihnen, durch Verlassung einer so ungedeihlichen Verbindung, zu entziehen, der ist ein Beleidiger, ein Verräther an der Würde der Menschheit, und um so verächtlicher und abscheulicher, je mehr er sich als feigen, niederträchtigen, knechtischen Schwächling darstellet.

Ich kann und will diesmal nicht meine Blicke auf die mannigfaltigen Eingriffe in die heiligen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit richten, welche von egoistischer Ehr- und Habsucht geschehen sind, und die wiederherstellenden Hände der Weisheit und Stärke erwarten. Es ist mir genug, einen allgemeinen und hoffentlich echten Prüfstein dargeboten zu haben, woran sich erkennen lassen mag, was in dieser Rücksicht für Recht oder Unrecht gehalten sein möchte. Jede Schmälerung unserer Denk- und Rede- und Schreibfreiheit sowohl in geistlichen als weltlichen Sachen, jede Hemmung unserer Herzensergießungen, jeder Raub an unserm sowohl physischen als moralischen Eigenthum, welcher die Aufklärung des Menschengeistes für Recht und Wahrheit, Veredlung des Gemüthes zu tugendhaften und großen Gesinnungen, Stärkung der geistigen und körperlichen Natur zu Thaten verhindert und vereitelt, welche die Bahn zur Vollkommenheit und Glückseligkeit ebnen, streitet wider die Gerechtsame der heiligen Freiheit, die uns gehören und ewig gehören werden. Gott und Natur gebieten uns, sie zu vertheidigen, so lange wir sie besitzen; Gott und Natur gebieten uns, sie mit Aufwand aller unserer Kräfte wieder zu erobern, wenn wir sie mit, oder ohne unsere Schuld verloren haben. — —

Aber mit welchen Waffen? — Dies ist die zweite Frage, auf welche ich noch mit Wenigem zu antworten habe. In dieser Antwort wünschte ich mich vorzüglich mit Einsicht und mit Wahrheit auszubreiten, wenn meiner heutigen Rede nicht ein kürzeres Ziel gesteckt sein müßte, als hierzu erforderlich ist. Besonders möchte ich wünschen, daß mir die ganze Kraft der tiefdringendsten Beredtsamkeit hier zu Gebote stünde, weil nicht leicht eine andere maurerische Versammlung sein kann, welcher die unmittelbare gedeihliche Anwendung meiner Antwort so nahe liegt, als diese. Nicht sowohl Waffen des Leibes, als vielmehr Waffen des Geistes sind es, welche für Freiheit, Menschenrecht und Menschenwürde die glorreichsten Thaten verrichten. Jene richten wenigstens oft nur blutigen Unfug, ohne gedeihlichen Erfolg an; machen übel nur ärger, wenn sie nicht von diesen, welche Weisheit, Schönheit und Stärke herleihen, begleitet und angeführt werden. Der größte Theil unserer Versammlung besteht aus edlen jungen Männern, welche aus allen Himmelsgegenden her in dieser Stadt zusammen gekommen sind, ihren Geist für Menschenwohl auszubilden, und mit heilsamen Kenntnissen auszurüsten. Kann ich etwas Würdigeres thun, als das Feuer, das gewiß schon in eines Jeglichen Busen brennet, zur höchsten Flamme anfachen, damit sie im Sturme unaufhaltsamer Eroberung jener geistigen Waffen mit ganzem Vermögen sich bemächtigen, sie festhalten, mit ihnen wachen und schlafen, und durch unablässige Uebung in den Künsten sie wirksam zu führen sich immer vollkommener machen? Ich nenne unter diesen Waffen und Künsten des Geistes jetzt nur die wichtigsten: Philosophie, Geschichte, Rechtskunde, und die Kunst, mit Fertigkeit zweckmäßig zu reden und zu schreiben. Ein gründliches Studium der Philosophie und der Rechtskunde eröffnet uns die Tempel der Wahrheit und Gerechtigkeit, und läßt uns die heiligen Göttinnen in ihrem vollen Glanze erscheinen. Die Bücher der Geschichte unterrichten uns von dem, was auszuführen möglich und nicht möglich war, und was wir zu thun oder zu lassen haben, wenn wir uns eines gewissen Erfolgs versichern wollen. Die Geschichte muß durch ihre großen und glänzenden Beispiele unsern Muth zu Unternehmungen erheben, und unsere Standhaftigkeit, unsern edlen Trotz im Kampfe mit Schwierigkeiten, Widerwärtigkeiten und Gefahren aufrecht erhalten. Die Bücher der Geschichte werden es fernen Nationen und Jahrhunderten, zum Trost und zur Ermunterung aller Bedrängten, in Galliens Beispiele verkünden, was für Ueberkraft in Bürger- und Volksarmen selbst über die zahllosen, geharnischten, waffengeübten Legionen des Despotismus verborgen ruhe, und was sie auszurichten vermöge, wenn sie sich nur anstrengen will. Nächst diesen

Studien, meine edlen jungen Brüder, versäumen Sie nicht, die Waffen mit Fertigkeit führen zu lernen, welche die schönen Schreib- und Redekünste Ihnen darbieten. Ihre Kraft gleichet der Kraft des goldenen Zweiges, mit welchem Aeneas sich selbst mitten unter die Ungeheuer des Tartarus wagen durfte. Schon das ferne Herfunkeln desselben verscheuchte sie, wie der Wind die Spreu, von den Pfaden des durch die Schrecknisse der Nacht nach Elysium wandernden Helden.

O meine Brüder, dürfte ich mir schmeicheln, daß meine heutigen Worte, so wenig ihrer auch sind, dennoch als Stacheln in Ihren Busen zurück bleiben, deren Gefühl Sie Ihr ganzes künftiges Lebenlang Tag für Tag erinnerte, durch die erwähnten Wissenschaften und Künste die Augen Ihres Geistes aufzuklären, Ihre Herzen zu erweitern, und mit großen, starken Gesinnungen zu erfüllen, die in Tapferthaten für das wichtigste aller menschlichen Besitzthümer, für Freiheit, und auf diesem heiligen gesegneten Boden, für Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschengeschlechts ausströmen! — Ha! dürfte ich mir dessen schmeicheln, so würde ich glauben, keine einzige Stunde meines ganzen Lebens rühmlicher angewendet zu haben, als diese.

Lassen Sie sich in diesen Gesinnungen, in diesem Bestreben nie durch die kleinmüthigen Zweifel eines erschlafften, engbrüstigen, feigen Sklavensinnes irre machen! Wahrlich, wahrlich, ich sage Ihnen, es ist, im Ganzen genommen, Niemand ein Sklav, als der es sein will, oder der da glaubt, er müsse es sein. Kein Despotenfuß vermag festen und sichern Trittes auf einen Nacken zu treten, als nur auf denjenigen, der sich selbst unter ihm in den Staub auf eine Menschen unwürdige Weise hinabdrückt. Siegreich und triumphirend wird meistens derjenige seine geistigen und leiblichen Sklavenfesseln zersprengen, der sich fest und unerschütterlich vornimmt: Ich will sie zersprengen. O Kraft des großen gewaltigen Wortes: **Ich will!** weiche du nie aus dem Herzen irgend eines edlen Menschen, besonders nie aus den Herzen unserer freigesinnten Brüder! Großes, gewaltiges heiliges Wort: **Ich will, ich will, was meiner Würde, und der Würde der Menschheit geziemet!** laß dich nimmer weder durch Feuer noch Schwert des Unterdrückers vertilgen! — Süß ist es und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben, sang einst ein edler Römer, und die erhabenen Töne hallten eine lange Reihe von Jahrhunderten entzückend bis zu unsern Ohren herunter: aber wahrlich unendlich süßer und ehrenvoller ist es, für Freiheit und Recht der Menschheit entweder zu siegen, oder in dem glorreichsten aller Kämpfe zu sinken. Und heißt denn das etwa zu viel gefodert, wenn es Hunderttausende gibt, die sich von der Laune eines einzigen Despoten für armseligen Sold hinwürgen lassen? — —

Gesegnet, dreimal gesegnet, meine Brüder, sei Ihnen nach dieser herzlichen Ermunterung die Feier des heutigen Tages und die Stunden der geselligen Freude, denen Sie nunmehr entgegen gehen! — — —

Trotz des etwas pomphaften, akademischen Tones, dünkt uns diese Rede ein wahres Meisterstück politischer Beredtsamkeit, das in jeder Mustersammlung klassischer deutscher Prosa einen Ehrenplatz verdiente. Zugleich beweisen diese edlen, eben so begeisterten wie klar durchdachten Entwicklungen, daß Bürger, trotz aller unglimpflichen Vernachlässigung, die ihm von Seiten des Universitäts-Curatoriums der hannövrischen Regierung widerfahren war, keineswegs aus persönlicher Verstimmung sich zu den Umsturzgelüften „catilinarischer Existenzen“ verlocken ließ, sondern in Folge einer ernstlichen historischen und philosophischen Erkenntniß aufs tiefste von den Freiheits- und Gleichheitsideen der französischen Revolution ergriffen war. Als er im Jahre 1793 für Girtanner's „Politische Annalen“ eine Geschichte der englischen Republik zu schreiben begann, wünschte er durch diese Arbeit ebenfalls in erster Linie das Verständniß der großen Weltbewegung in Frankreich zu fördern. Er sprach sich darüber offen und deutlich in der Einleitung aus: „Die großen und ungemeinen Erfahrungen der jüngst durchlebten Zeiten; die gänzliche Umwälzung eines uralten monarchischen Staates; die Entthronung und Gefangennehmung eines vor kurzem noch so hochgebietenden Königs; die Muth- und Kraftäußerungen einer kaum geborenen Republik, mitten in ermüdenden Factionsstürmen; der hochdrohende und vielversprechende Eindrang zahlreicher, alttapferer, waffengeübter Kriegsheere, unter

Führern ohne Furcht und Tadel, in das Gebiet der Neugeborenen, gegen angeblich zusammengelaufene, zucht-, übungs- und führerlose Haufen; gleichwohl ein unerwartet früher Rückzug jener, ein unerwartet rascher Nachdrang und Einfall dieser in mehrere feindliche Länder, begleitet von sieg- und glorreichen Hauptschlachten und Eroberungen: alle diese und mehrere Erfahrungen erinnern an den kurzen, aber höchst merkwürdigen Zeitraum der britischen Geschichte, da England eine Republik war, und Großthaten, wie weder vor, noch nachher, vollbrachte. Es sei uns erlaubt, hiervon ein Gemälde, jedoch nur nach seinen Hauptzügen, zu entwerfen, ohne irgend einen andern Zwang, als den uns Vernunft und Geschmack auflegen; ein Gemälde zu reifem und heilsamem Nachdenken für Jedermann, sonderlich diejenigen, die mit Schwert oder Feder an den neuesten Begebenheiten Theil nehmen." Bei Alledem weigerte sich Bürger, seinen Namen dieser Arbeit vorzusetzen, weil er mit der Leitung des Girtanner'schen Journals in manchen Punkten nicht einverstanden war und der politischen Fähigkeit des Herausgebers mißtraute. Er schrieb an Goeckingk: „Seit Anfang dieses Jahres habe ich mich in eine politische Kannengießerbude mit verdungen, die mir jährlich ungefähr 600 Thlr. einbringt. Das Profitchen schmeckt sehr gut; allein meinen ehrlichen Namen mag ich dabei nicht compromittiren, weil ich mit der Einrichtung des Wesens, worüber ich nicht Gewalt genug habe, eben nicht sehr zufrieden bin. Daher bleibt dies unter uns, und wenn Ihr gleichwohl hören solltet, Bürger arbeitet an den — — [Politischen Annalen] mit, so seid so gut und sagt: Das glaube ich nicht. Stieße Euch indessen ein jagdbarer Hirsch oder Bär in Polen auf, so schießt ihn, und laßt ihn mir gegen willige Erlegung der Spesen zukommen. Es versteht sich, daß es für Euch ohne alle Gefahr abgehen müsse. Ich denke, daß Ihr mir zu Manchem weit früher verhelfen könnt, als man doch am Ende auf andern Wegen dazu gelangt. Ihr wißt ja wohl, die politischen Gerichte läßt sich das Publikum gern brühsiedendheiß auftischen, und alsdann frißt das Bieft sie mit convulsivischem Entzücken, wenn es auch gleich Dreck wäre." — Goeckingk antwortete: „Es gefällt mir, trotz den 600 Thlrn., eben nicht, daß Ihr an einem politischen Journal Theil nehmet, denn ich fürchte, entweder es möchte Euch Händel zuziehen und Eure Gemüthsruhe bestürmen, die nach so vielen Donnerwettern keine Windhosen mehr ertragen kann; oder Ihr möchtet früh oder spät bei einer nicht gleichgültigen Partei Euren literarischen Ruhm, oder gar Eure kosmopolitische Denkart compromittiren. Denn darauf rechnet doch nur nicht, daß das Ding lange vor dem Publikum verschwiegen bleiben sollte. Aber noch weniger rechnet auf Beiträge dazu von mir. Ich will Euch lieber 10 Gedichte als den kleinsten statistischen oder politischen Artikel schicken, und meine Ruhe dabei aufs Spiel setzen. Ich habe übrigens mein System ganz in der Stille für mich und ein Paar alte Freunde."

Die letzte Bemerkung erklärt sich zur Genüge, wenn wir erwähnen, daß Goeckingk inzwischen zu einer hohen Stellung im preußischen Staatsdienste berufen worden war. Wie wenig er sich dadurch zu einer Verleugnung und Aenderung seiner echt humanen politischen Grundsätze bestimmen ließ, mögen seine Briefe uns sagen. Am 19. April 1793 schrieb er an Bürger: „In 8 Tagen muß ich nach Posen abgehen, um dort die neuen Finanz-Einrichtungen auf preußischen Fuß machen zu helfen. Von Berlin aus begleite ich den Minister Voß.... Daß ich zu einer solchen Commission nicht die entfernteste Veranlassung gegeben habe, könnet Ihr leicht denken. Trotz meiner 24jährigen Dienstzeit ist mein moralisches Gefühl noch unverändert das nämliche, mit dem ich hinein trat, ja mir kömmt es vor, als wenn es sich noch eher verfeinert hätte. Ungern gehe ich hin, wo ich (das kann ich wohl denken) ungern werde gesehen werden. Aber zwei Gründe haben mich bestimmt, diesen Auftrag nicht abzulehnen. Einmal halte ich es für verdienstlich, wenn ich bei dieser Gelegenheit mehr Gutes zu wirken suche, als ein Anderer vielleicht Lust oder Kraft haben möchte, und im Anfange läßt sich vielen Dingen vorbeugen; ist die Sache aber einmal im Zuschnitt verdorben, so hält es sehr schwer, sie hinterher abzuändern, wenigstens in unserer Verfassung. Ueberdies mußte ich fürchten, daß man mich hier ewig hätte sitzen lassen, wenn ich

mich diesem eben so wichtigen als mühsamen Geschäft nicht hätte unterziehen wollen. Und doch möchte ich mein Leben lieber auf einer der Südsee-Inseln als hier in Wernigerode beschließen. Seid übrigens nicht bange, daß ich in Polen (oder Süd-Preußen, wie es künftig heißen wird) bleiben möchte. Es müßte mir außerordentlich gut geboten werden und Posen, seine Menschen und Gegend, wenigstens mir nicht mißfallen, wenn ich mich entschließen sollte, so weit umzuziehen. Doch hoffe ich auf alle Fälle, mir durch diesen Auftrag eine andere und bessere Stelle zu verdienen. O daß ich Euch doch noch einmal an mich heranziehen könnte, damit wir unsre alten Tage mit einander verplauderten, bis uns der Mund mit Erde gestopft wird.... Adieu, liebster Bürger! Denkt zuweilen an mich, wenn ich unter den Polacken sitze und in ihren Gesichtern die heimliche Begierde lese, daß sie mich möchten rein ausschmieren dürfen. O wie viel Stoff zum Denken und zum Empfinden gibt unsre Zeit! Doch gottlob! ich bin mit einem Freiheitsgefühl geboren, das mich überall frei sein läßt. Daß ich ums Geld Akten zusammenschreiben muß, ist ja nicht meine Schuld. Für die 20, höchstens 30 Jahre, die ich noch meine kleine Rolle (Gott sei Dank, daß sie unter solchen Umständen nicht größer ist!) zu spielen habe, ist's nicht der Mühe werth, weit aussehende Plane zu machen. Ein Freund und (wenn's sein könnte) eine Freundin in der Nähe, ist Alles, was ich mir noch wünsche."

Wenige Monate später war Goeckingk zum Geheimen Finanzrath in Berlin mit 2000 Thlr. Gehalt ernannt. Unterm 12. Juli berichtet er: „Vorgestern ward ich vereidet, in das General-Directorium eingeführt, und erhielt mein Patent. In 14 Tagen reiset der Minister v. Voß wieder nach Südpreußen, und ich werde ihn abermals begleiten. Die Reise wird 6 Wochen dauern, weil sie rund an der ganzen Grenze herum, durch Thorn, und 4 Meilen von Warschau vorbei, gehen soll... Ich bin hier schon in voller Arbeit, und in den ersten 2 Jahren werde ich wohl selten oder nie einen ganzen Tag für mich haben. Es ist ungeheuer viel in der neuen Provinz einzurichten, denn es war bisher das Land der Unordnung. Der Boden ist indeß sehr fruchtbar, die Menschen sind von Natur nicht dumm, die Lage zum Handel ist vortheilhaft, sobald nur die Wartha und Prosna recht schiffbar gemacht sein werden. Kurz, es ist ein großer Schauplatz, auf dem man seine Thätigkeit üben kann, und von den 1,100,000 Einwohnern, die Südpreußen haben soll, freuen sich über eine Million auf die neue Ordnung der Dinge."

Schon bei der Rückkunft von seiner ersten Reise nach Polen meldete Goeckingk dem Freunde in einem leider verloren gegangenen Briefe aus Berlin seine glänzende Beförderungsaussicht. Die Antwort Bürger's vom 18. Juni 1793 scheint zugleich sein letzter Brief an Goeckingk gewesen zu sein; denn bald darauf befiel ihn die tödtliche Krankheit, von welcher er nicht wieder erstand. Der Anfang dieses rührenden Ergusses einer uneigennützigen, bis an den Tod getreuen Freundschaft möge den Abschluß unsrer diesmaligen Mittheilungen aus dem Bürger-Goeckingk'schen Nachlasse bilden:

„Manche, manche Freude, lieber G., habt Ihr mir zwar schon in meinem Leben durch Eure Briefe gemacht; aber kaum jemals eine lebhaftere, als durch Euren letzten. Meine Freude war so außerordentlich, daß sie mir selbst auffiel, und ich mich fragte: Aber warum freuest du dich denn gerade jetzt mehr, als beinahe jemals? Ich kann es mir nicht anders erklären, als auf folgende Weise. Das Andenken an jeden süßen Genuß, den mir Eure Freundschaft in längst verflossenen Jahren gewährte, war theils durch Eure persönliche Anwesenheit vorigen Sommer, theils durch Eure Briefe wieder aufgefrischt worden; ich war so herzlich dazu gestimmet, das alte traute Lied mit seinen hundert und neunundneunzig Strophen mit Euch wieder a capite ad calcem durchzuleiern, und, so Gott wollte, noch hundert und neunundneunzig Strophen dazu zu machen, als so unerwartet Euer Brief mit der Nachricht ankam: In 8 Tagen gehe ich nach Polen, und wer weiß, ob ich nicht dort bleibe. —

„O gute Nacht denn, Goeckingk!" seufzte ich aus schmerzlich beklommenem Herzen. Wie kann man einander so weit noch abrufen? — Lieber, es war mir zu Muthe

nicht anders, als ob Ihr mir plötzlich abgestorben wäret, da ich Euch doch so gern vorher noch einmal hätte sprechen mögen. Ich setzte mich hin, um Euch noch mit einem Briefe einzuholen; allein plötzlich fiel mir ein: Wer weiß, in wie vielen Monaten, wer weiß, ob er ihn jemals erhält, und wenn er ihn erhält, ob er jemals wieder darauf antworten kann. Alle diese und noch mehr fatale Wer weiß? lähmten mir Geist, Herz und Hand. Ich ließ die Feder fallen und seufzte: Gute Nacht, Goeckingk! Zu diesem Seufzer ist die ganze Zeit her mein Herz gestimmt gewesen. Wenn Ihr dies mit mir erwäget, so wird es Euch, wie mir, begreiflich werden, warum ich mich so ausnehmend über den letzten Brief freute. Opposita juxta se posita magis elucescunt. Denn nun krähet mein Herz wieder: Guten Tag, lieber Goeckingk! Gottlob, daß Ihr wieder da seid! Nach Berlin läuft ein Brief leicht so bald, als nach Wernigerode, und gesetzt Ihr wäret auch in Posen, so kommt mir doch in meiner jetzigen Freude der Weg von Göttingen bis nach Posen ebenfalls nur wie ein Katzensprung vor. Und der Berg Eurer neuen Geschäfte, der mir vorher noch so wolkenhoch vorkam, daß Ihr schwerlich noch darüber hinweg und nach Eurem alten Schulkameraden sehen könntet, kommt mir jetzt nicht höher, als das Geländer auf dem Rathhause zu Ellrich, vor, auf welchem ich einst während der Vorstellung von Minna von Barnhelm saß und den Esel zu Grabe läutete, als der selige Herr — wie hieß er doch? — ehrfurchtsvoll vor mir mit seiner Nasenspitze die Spitze meines baumelnden Fußes berührte. —

So steht denn also nun meine Hoffnung, das alte trauliche Verkehr wieder anzufangen und fortzusetzen bis ans Grab, wieder in ihrer schönsten Blüthe? Ja! Euer Brief ist mir deß ein desto zuverlässigerer Bürge, je weniger ich in Eurer gegenwärtigen Lage schon so bald auf einen mit Billigkeit Anspruch machen konnte. Mehr, als aus Allem, erkenne ich aus diesem Briefe, daß Euch das Herz dränget, daß Ihr mich von Herzen lieb habt. Denn sonst hättet Ihr noch nicht so bald geschrieben.

Eure sehr wahrscheinlichen nähern sowohl als entferntern Aussichten zur Beförderung freuen mich um Euret- und um meinetwillen. Um Euretwillen, weil Ihr, den ich liebe, ein stattlicher Herr dadurch werdet. Denn seid Ihr erst Geh. Finanzrath, so sehe ich gar nicht ein, warum Ihr nicht auch eben so leicht noch Minister werden solltet. Um meinetwillen aber freue ich mich, weil ich — nicht etwa durch Eure Gönnerschaft und Vielvermögenheit alsdann noch auch etwas zu werden hoffe; denn ich weiß, daß ich zum Heller geschlagen bin und in meinem Leben kein Dukaten werde, — sondern weil ich alsdann Besitzer eines moralischen Kabinetsstücks werde, das, wo nicht ganz einzig, doch höchst selten in seiner Art ist. Diese Seltenheit ist ein alter trauter Schulkumpan, der Minister wird, und gleichwohl mit Leib und Seele mein alter trauter Schulkumpan in Schimpf und Ernst bleibt, bis an sein seliges Ende. Ihr, lieber G., seid der Einzige, von dem ich mir's nun mit Zuverlässigkeit verspreche, daß er sich in diesem Stücke koscher bewähren werde. Mehrere Beispiele, selbst aus meiner eigenen Erfahrung, ließen mich endlich sogar an der Möglichkeit bisher zweifeln. Fritz Stolberg war weiland auch ein Kumpan; nun, ich kann zwar eben nicht sagen, daß die nachmaligen honores die mores auffallend verändert hätten; allein was gleich nicht so dick ist, um sich sagen zu lassen, das ist doch leicht dick genug, um wenigstens leise gefühlt zu werden. Hardenberg in Anspach war zwar nur mein Universitätsbekannter; indessen hat er mich doch nachher zu manchem Landgericht eingeladen, wo es gar sehr auf den Fuß der Freiheit und Gleichheit sowohl am Eß- und Schenktisch als am Pharaotische herging. Auch von ihm kann ich eben nicht sagen, daß er mich nachher, da ich mich in einigen Angelegenheiten an ihn zu wenden hatte, als hannöverscher Minister behandelt hätte. Allein daß er ein Minister war, das sah und fühlt' ich denn doch. Nun vollends Goethe — ach! habe ich Euch wohl einmal erzählt, wie es mir mit Goethen ergangen ist?*) — Hab' ich's noch nicht, so sagt

*) Vergl. Briefe von und an G. A. Bürger. Band III, S. 70 f. und Band IV, S. 270 f.

mir's, damit ich Euch ein Beispiel von dem honores mutant mores aufstelle, das freilich für ein non plus ultra gelten kann." — Goeckingk erwiderte: „Herzlichen Dank, liebster Bürger, für Eure Theilnahme. Bei Andern nimmt die Freundschaft mit den Jahren ab, bei uns nimmt sie mit der Zeit noch zu. Doch ist das wohl nur ein optischer Betrug. Mich dünkt, wir haben uns wohl immer gleich sehr geliebt, aber es uns nur nicht gleich oft gesagt. Eure und meine Lage waren oft ja auch so beschaffen, daß Einem die Lust wohl verging, die Klaglieder Jeremiä in Briefe zu verwandeln. . . . Es würde wahrlich ein Hochverrath der Freundschaft an meinem Herzen sein, liebster B., wenn Ihr es für fähig hieltet, sich um äußrer Zufälligkeiten willen ändern zu können. Von Goethe wundert mich das nicht. Thut mir den Gefallen, und erzählt mir, wie er mit Euch umgegangen ist. Ich habe schon Mehrere über ihn klagen gehört. Es ist übrigens nicht Verlust, sondern Gewinn, wenn man ein Herz einbüßt, das nicht einmal auf dem Probiersteine der Eitelkeit Strich hält.... Ich umarme Euch von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüth. Alles bleibe so, wie es ist, bis an unsern Tod. Euer treuer Goeckingk."

Daß Goeckingk, der mit seiner eminenten Geschäftstüchtigkeit bei unverändert humaner Gesinnung später noch höhere Ehrenstufen im Staatsdienste erklomm, es übrigens nicht bei freundschaftlichen Gefühlen für Bürger bewenden ließ, sondern aufs thatkräftigste, wenn auch leider erfolglos, bemüht war, ihn durch Berufung an eine preußische Universität oder in das Rathscollegium zu Aschersleben seiner traurigen Lage in Göttingen zu entreißen, mag hier nur noch beiläufig erwähnt sein.

Literarischer Winterfrost.

Betrachtungen eines Ofenhockers.

Zwei junge Männer saßen am Kamin, die Cigarre im Munde, und starrten nachdenklich in die Kohlen.

„Ich habe in diesem Winter fünfundsiebenzig Sonette gedichtet," hob endlich der Eine zu sprechen an. Seufzend wandte sich der Andere ab und sagte, in seine Hände blasend: „Ein strenger Winter."

Ja, wüßte man von Allem, was in langen, langen Winternächten geschrieben wird, man würde den eis- und schneereichen Winter, der jetzt dem Frühlingsanfang des Kalenders entgegen geht, für noch viel strenger halten, als er in Wirklichkeit war. In dieser Zeit will es Einem ohnehin bedünken, daß der Winter immer härter und länger und der Frühling immer illusorischer werde. — In kleinen deutschen Städten zündet man des Nachts nicht die Straßenlaternen an, wenn die Blätter des Kalenders hell im Vollmondschein erglänzen. Schon mancher Lyriker hat bei diesem blos gedruckten Licht des Vollmonds geschwärmt. Seit Jahren scheint es nun darauf angelegt zu sein, daß wir auch an einen Frühling glauben sollen, der blos im Kalender die Knospen springen läßt. Im vorigen Jahre habe ich Mitte Juni geheizt und arbeite noch heute an der Ausgleichung dieser unmöglich zu ahnen gewesenen Belastung meines Jahresbudgets. Aber soviel ist gewiß: es muß doch im Kalender Frühling werden, und das deutsche Gemüth glaubt gar so gerne, was ihm vorgeschrieben ist, besonders wenn es irgendwie ein amtliches Gesicht schneidet.

Vorläufig sitzen wir noch beim warmen Ofen, an der richtigen Stelle, um zu meditiren und zu medisiren. Man meditirt mit brüderlicher Liebe über die Welt, die uns ferne liegt, mit der wir uns nur in Gedanken zu beschäftigen haben; man medisirt mit kaffeeschwesterlichem Eifer über die Welt, die uns die nächste ist und unser tägliches Leben ausfüllt. Und da wir gerade von einer Eigenthümlichkeit des deutschen Gemüths sprachen, das doch zu unsern nächsten Angelegenheiten gehört, so halten wir gleich diesen Gegenstand als den geeignetsten fest für vergnügliche Tadelsucht am warmen Ofen.

Zu den herrlichsten Eigenschaften, die eine schreckliche Kehrseite haben, gehört im deutschen Gemüthe die Anhänglichkeit an traditionellen Ruhm. Sie wurzelt in der schon erwähnten leidenschaftlichen Gläubigkeit, in dem Hang, auch was blos weltliche Wirkung und Bedeutung hat, zu einem Glaubensartikel, zu einer Religion, zu einem Götzen zu erheben.

Wenn nach Schlegel der Mensch im Allgemeinen eine ernsthafte, so ist der Deutsche insbesondere eine anbetungssüchtige Bestie. Kopf und Herz genügen ihm nicht zur Verehrung dessen, was er einmal auf den Altar gestellt hat, es müssen auch die Kniee dabei sein, er muß davor im Staube rutschen können. Wenn er dadurch nicht zum Gelächter anderer Nationen wird, so hat er dies nur dem Umstand zu verdanken, daß sich diese nicht so genau, wie er selbst, um fremde Sitten und Literaturen kümmern.

Der größte Sohn Frankfurts hat an diesem wie an manchem anderen Orte sein Denkmal und aller Orten sind seine Werke verbreitet. Dazu gibt es Commentare zu jedem einzelnen Worte, dessen sich der große Mann bediente, Ergänzungen in Gestalt alter Briefe und sonstiger Aufzeichnungen, die er zu seinem Privatgebrauch abfaßte, bis zu den Wäschzetteln herab, so daß es nicht hyperbolisch ist, zu behaupten: die Goethe-Literatur, wenn auch von jedem dahingehörenden Werke nur ein einziges Exemplar aufgestellt würde, erreicht bereits den Umfang der Alexandrinischen Bibliothek. Fast möchte man ihr zu dem gleichen Umfang auch das gleiche Schicksal wünschen. Mindestens aber sollte in der Sache jetzt schon genug geschehen sein.

Denn im Grunde handelt es sich doch nur um einen Dichter! Diese scheinbare Geringschätzung, als ob es sich mit einem Dichter nicht um das Beste in der Welt handelte, klingt frevelhaft im Munde eines Schriftstellers. Ich beeile mich zu erklären, wie ich es meine. Im wörtlichsten Sinne handelt es sich nur um einen Dichter. Nicht dieser selbst ist dabei die Hauptsache, sondern der Handel, zunächst im gemeinen Sinne, um an dem Dichter zu verdienen, sodann auch in dem höhern Sinne, sich um den Dichter verdient zu machen. Diese letztere Absicht glaubt die Goethe-Literatur dadurch zu erreichen, daß sie ununterbrochen Werthe producirt, für welche das Verständniß der Dichterwerke erst einzutauschen, einzukaufen sei. Wenn man aber auf diesen Handel einginge, so käme man vor lauter Mitteln zum Genusse niemals zu diesem selbst. Es geht uns in der unabsehbaren Goethe-Literatur wie es dem arabischen Wanderer erging, der seinen Pfad verlor und in die Wüste gerieth. Er glaubte vor Hunger umkommen zu müssen, als er plötzlich einen Sack fand, der ihm Nüsse zu enthalten schien. Wie dachte er sich zu sättigen! Vergnügt schnitt er ihn auf und verzweiflungsvoll warf er ihn von sich mit dem Ausruf: „Ach, es sind ja nur Diamanten!"

Gewiß, die Goethe-Literatur enthält sehr kostbare Sachen, die an sich mitunter von großem kritischem und wissenschaftlichem Werthe sein mögen. Allein wir hungern in der Wüste dieses Lebens nach der unmittelbaren Frucht der Poesie, nach der weichen, süßen Kost unseres Gemüthes, nach der Stärkung aller unserer Seelenkräfte. Müssen wir da nicht den Stein von uns werfen, den man uns statt des Brodes reicht, und wäre er selbst ein Edelstein? Und ach, er ist nicht immer ein Edelstein, wie ich sogleich beweisen werde.

Zunächst aber frage ich, ist ein Dichter, je größer er ist, nicht um so mehr berechtigter, unmittelbar zum Kopf und zum Herzen jedes natürlichen Menschen zu sprechen, selbst, ungestört und ohne Dollmetscher? Der Dichter ist ein Liebender, der seine heißen Gefühle in den Busen der Menschheit auszuschütten strebt, und welcher Liebende würde es sich gerne gefallen lassen, der Geliebten nur aus weiter Ferne durch ein langes, plumpes Sprachrohr verständlich zu werden? Ist es nicht, als ob die Nation taub wäre, die zarte Sprache des Dichters nicht unmittelbar vernehmen könnte und nun warten müßte, bis die Commentatoren das schon Ausgesprochene wieder sagen, die hohlen Hände an den Mund legend, um den Schall zu verstärken, und all die süßen Reden und sinnigen Gedanken der Nation laut in die Ohren schreiend? Was würde Goethe selbst zu seinen Commentatoren sagen?

Man könnte den übertriebenen Cultus für verstorbene Dichter, die leidenschaftliche Beschäftigung, nicht mit ihnen selbst, sondern mit den Nebenbedeutungen ihrer Werke und den Nebenumständen ihres Lebens aus der vorzugsweisen Neigung der Deutschen für poetische und literarische Interessen ableiten. Zwei Thatsachen jedoch verhindern diese schmeichelhafte Conclusion. Zuerst widerspricht ihr die völlig erschreckende Scheu vor dem Bücherkaufen, wie sie eben nur bei der deutschen Nation herrschend ist. Sodann aber läßt die Vitzliputzli-Anbetung des todten Dichters, wie sie sich in der Begünstigung der unversiegbaren Goethe-Literatur ausspricht, schon deshalb keinen Schluß auf thatsächliches und fortwirkendes Verständniß des Meisters zu, weil man sowohl in den Sitten und der Lebensführung der Nation, als in

ihrer kritischen und ästhetischen Tagesschriftstellerei blutwenig davon merkt, daß Goethe allgemein gelesen und in Blut und Fleisch seines Volkes übergegangen sei.

Somit leben die niemals verstummenden Commentatoren nur von der unausrottbaren Sucht der Deutschen, auf den Knieen zu rutschen und Götzendienst zu treiben. Diese Art Dichter-Verehrung ist eben sehr bequem. Man braucht dabei, um sich den Anschein von Verständniß und Begeisterung zu geben, weder den Kopf noch das Herz zu bemühen, das Nachbeten feststehender Dogmen thut es auch und in hinreichendem Grade.

Darum kann davon nicht genug geliefert werden. Wer aber die Sache selbstdenkend betrachtet, der wird über einen strengen Winter seufzen, wenn Heinrich Düntzer wieder, wie jetzt, eines seiner Bücher versendet, der große Handelsmann in Nachlaß-Waare, der besonders ein wohleingerichtetes Goethe-Verehrungs-Geschäft betreibt.

„Charlotte von Stein, Goethe's Freundin. Ein Lebensbild, mit Benützung der Familienpapiere entworfen von Heinrich Düntzer. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta, 1874." So betitelt sich der literarische Frost dieses Winters. Doch, um gerecht zu sein, das Buch bringt zum Winter nicht blos schüttelnden Frost hinzu, auch die Veranlassung zum schüttelnden Lachen, die winterliche Narrenspoſſe, den Carneval. Denn was uns bei den Chinesen und Japanesen mit Schauder erfüllt, wird hier zur reinen Komik chinesischer Lebensauffassung, freilich ohne dabei von der ursprünglichen Barbarei etwas aufzugeben. Wenn in China und Japan ein Verbrechen geschieht, so straft man nicht blos den Thäter, sondern auch seine nächsten Freunde, seine Verwandten bis in das dritte und vierte Glied. Und wenn in Deutschland ein Dichter unsterblich wird, so preisen Diejenigen, die eine specielle Literatur aus ihm machen, nicht nur den Dichter selbst, sondern seine auch ihm so entfernten Freunde und Verwandten durch minutiöse Ausforschung jedes einzelnen ihrer Lebenstage und wie sie geschlafen und was sie gegessen haben.

Eine Biographie der Frau von Stein zum Zweck einer Beleuchtung ihres Verhältnisses mit Goethe mag immerhin dankenswerth sein, obgleich kein kluger Mann, kein Kenner des Lebens und der Menschen voraussetzen wird, daß das Wesentliche und eigentlich Entscheidende in dieser Verbindung in Familienpapieren und sonstigen Aufzeichnungen niedergelegt sei und nicht vielmehr im unmittelbaren Verkehr beider Menschen geheim und Andern unerkennbar verlaufen wäre. Allein es bleibt der Neu- und Wißbegier immerhin interessant, neue Lichter auf bedeutende Charactere fallen zu sehen, neue Anhaltspunkte für plausible Schlußfolgerungen zu empfangen. Nun sehen wir einmal, was Heinrich Düntzer zu diesem Zwecke leistet, wobei ich noch bemerken will, daß ich die bezüglichen Stellen nicht etwa mühsam aus dem Gehaltvollen herausklaube, daß vielmehr solcher Inhalt unzählige Seiten füllt und allein es ist, was sie zu dicken Büchern anschwellen macht.

„An der fürstlichen Tafel (17. Oct. 1775) befanden sich außer dem Herzoge, dessen Mutter und Bruder, dem Obermarschall von Witzleben nebst Frau, dem Oberhofmeister Grafen von Putbus nebst Frau und Charlotten, der mit dem herzoglichen Hofe eng befreundete Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, der bereits vor drei Jahren als einundzwanzigjähriger Mann zu dieser Würde gelangt war, auch bei Charlotten wegen seiner, bei einem katholischen Geistlichen seltenen feinen Bildung und seines sinnigen Ernstes sehr beliebt, die schon vor einigen Tagen angekommene Oberhofmeisterin der Herzogin, die Gräfin Wilhelmine Elisabeth Eleonore von Gianini, Stiftsdame des fürstlichen Frauenstiftes zu Herforden, eine heitere, lebenslustige aber streng auf Anstand haltende Dame, und vier Hofdamen, die zwei von der Herzogin gewählten, Fräulein Marianne Henriette von Wöllwarth und Luise Adelaide von Waldner-Freundstein."

So geht es weiter in infinitum, nur mit der holden Abwechslung, daß wenn Frau von Stein nicht an der Hoftafel erscheint, wir von der Malice ihres Schnupfens

genaue Kunde erhalten, so daß wir zuletzt geneigt sind, eine strafbare Lücke darin zu sehen, nicht hinreichend von der Zahl der Taschentücher unterrichtet zu werden, welche Frau von Stein während ihres Schnupfens verbrauchte.

Nun kann selbst ein so geübter und untrüglicher Hoftafel-Kopfweh- und Schnupfen-Erforscher wie Heinrich Düntzer unmöglich von jeder Secunde des weiblichen Götzen authentischen Aufschluß beibringen und doch wird man nicht verkennen, daß jeder einzelne Hustenanfall einer Frau, welche mit Goethe in Verbindung stand, von unendlicher psychologischer und literarischer Wichtigkeit ist. Klang der Husten wie ein Bellen oder nur wie ein Räuspern? Da die sträflich leichtsinnigen Familienpapiere nichts Gewisses darüber sagen, so wird es wohl keinem Anstand unterliegen, daß der Katarrh-Interpret gegründete Vermuthungen an die Stelle setze. Ist doch die ernste Wissenschaft gerade in ihrer höchsten Entwickelung längst schon genöthigt, wo sie die Empirie im Stiche läßt, mit Hypothesen zu arbeiten. So erhalten wir denn sehr scharfsinnige Wahrscheinlichkeits-Berechnungen, was Frau von Stein an diesem oder jenem Tage gethan oder gelitten haben könnte, dürfte, möchte. Sie wird wohl zu Hause geblieben sein, oder es läßt sich annehmen, daß sie den Besuch erwartete. Zum richtigen Verständniß der sämmtlichen Werke Goethe's ist damit keine Kleinigkeit geleistet.

„Auch die Bekanntschaft vieler fürstlichen und vornehmen Personen wird Frau von Stein damals in Pyrmont gemacht haben. In Weimar nahm sie wohl an de rFeier des siebzehnten Geburtstags des Erbprinzen Theil."

Solche Conjekturen füllen wieder unzählige Seiten. Unwillkürlich muß ich noch einmal fragen: was würde Goethe zu seinen Commentatoren sagen? Wen unter ihnen würde er als seinen wahren Besitzer und Kenner erklären? Im weisen Orient gibt es für manche unlösbare Frage eine mythische Einkleidung, welche beinahe die Antwort ersetzt. Im Orient erzählt man, daß ein edler und reicher Mann einen vorzüglichen arabischen Hengst besaß, auf dem er einst nach einer großen Stadt ritt, in der sich ein wegen seiner Salomonischen Richtersprüche vielberühmter Kadi befand. Auf dem Wege sah der Reiter einen lahmen Bettler liegen, der nicht weiter konnte, aber doch zum Arzt in derselben Stadt gelangen wollte. Der Reiter stieg ab, half dem Bettler in den Sattel und ging selbst, sein Pferd am Zügel führend, zu Fuße. In der Stadt angekommen, behauptete der undankbare und betrügerische Bettler, das edle Thier wäre sein Eigenthum. Der wahre Eigenthümer rief den Kadi. Dieser hörte die Reden Beider, ließ das Pferd besorgen und befahl den Streitenden, sich nächsten Tags wieder einzufinden. Da führte er den wahren Eigenthümer in den Stall und gebot ihm, aus den vielen vorhandenen Thieren sein Pferd sogleich herauszufinden. Dies leistete auch der Besitzer. Allein der Bettler, mit dem dieselbe Probe vorgenommen wurde, kannte das Thier ebenfalls sogleich. Dennoch ließ ihn der Kadi in's Gefängniß werfen und sprach dem Andern sein rechtmäßiges Eigenthum zu. Denn bei der Annäherung seines wahren Herrn hatte das Pferd freudig gewiehert, bei der des Bettlers mit den Hinterfüßen wüthend ausgeschlagen. Die Manen Goethe's werden uns den Vergleich mit dem edlen Araber verzeihen. Würde Goethe nicht gegen die Annäherung eines solchen Buches sich wehren? Aber ach! wie schon Heine sagte: „Goethe ist todt und Eckermann ist noch am Leben". Und solche Ueberlebende vermehren die Goethe-Literatur. „Ein strenger Winter."

Kritische Rundblicke.

Drama.

Ein Signal für die Theater-Kritik.

In den Culturen aller Zeiten und Völker findet zwischen Kunst und Handwerk ein beständiger Wechselaustausch statt. Was heute noch im Handwerk steckt, kann sich nach hundert Jahren zur Kunst entwickelt haben, und was vor hundert Jahren Kunst gewesen, geht vielleicht heute durch die Hände Aller und ist Handwerk. Nehme ich nur die Druckerei, die mein Manuscript drucken wird, zu meinem nächstliegenden Beispiel! Welch' einen hohen und fast zauberhaften Rang nahm der Buchdruck in seinem ersten Jahrhundert ein! Inhaber von Officinen waren nicht selten große Gelehrte und classisch gebildete Philologen, welche ihre Textkritik sich selbst besorgten und Ausgaben von unsterblichem Werthe in die Welt sendeten. Auch die Setzer und Drucker müssen wir uns als Männer von jenem künstlerischen Range denken, wie er heute etwa den Photographen und Chromolithographen zukommen mag. In einer Reihe von geistigen Operationen hatten sie fortwährend Erfindungen und Entdeckungen zu machen, bis das Gemachte, bei der Vollkommenheit angelangt, eine erlernbare Handfertigkeit, ein Handwerk werden konnte.

Künste werden Handwerke und Handwerke werden Künste. Logisch ausgedrückt heißt das: Bald steigt ein Mittel zum Rang eines Zweckes auf, bald sinkt ein Zweck zum bloßen Mittel eines anderen Zweckes herab. Ich verhehle mir nicht, daß die Ausdrücke aufsteigen und herabsinken parteiische Ausdrücke sind, die ich für meine Person gerne vermeiden würde, weil man die großen Weltprocesse überhaupt mit der stimmungslosen Unparteilichkeit eines Naturforschers ansehen soll. Aber die Menge drängt sie uns auf. Da die Menge bekanntlich optimistisch gestimmt ist, so liebt sie es leidenschaftlich, das ewig wechselnde Spiel der Veränderungen mit schmeichelhaft stärkster Einseitigkeit als Fortschritt aufzufassen, und thut das so lange, bis die Unwahrheit dieser Anschauungsform mit Händen zu greifen und das bittere Wort Decadence nicht mehr zu verschweigen ist. Ein Parteiwort gegen ein anderes! Es ist nur das natürliche Gleichgewicht. Aber das letztere Wort fällt dann uns zu, die wir Pessimisten heißen, bloß weil wir unparteiisch sind, was der parteiischen Menge allein schon dämonisch vorkommt.

Also mit einer anderen Wendung: Mittel werden Zwecke und Zwecke werden Mittel. Und nichts Anderes ist die Decadence und die üble Seite aller Geschichtsentwicklung, ja das wirkliche in der Weltgeschichte vorhandene Uebel, als daß jedes Mittel die verhängnißvolle Fähigkeit hat, sich an die Stelle des Zweckes zu setzen. Religionen gehen zu Grunde, weil die Kirchen, die ihre Mittel sind, sich zum Selbstzwecke aufwerfen; blühende Staaten verschwinden, weil der Soldat, das Schutzmittel der bürgerlich friedlichen Arbeit, den Krieg als Selbstzweck verfolgt, und den Staat als Militärstaat in Militärverschwörungen verpufft. Dieses Uebel stellt sich als letztes Resultat aller historischen Wandlungsprocesse ein, ist unentrinnbar und unüberwindlich. Daß Vernunft Unsinn und Wohlthat Plage wird, geschieht einzig durch diese Mittel- und Zweckverschiebung. Und zwar im Größten wie im Kleinsten. In ganzen Culturen und in jedem einzelnen Bruchtheil einer Cultur, — z. B. im Theater. Von diesem letzteren sprechen wir jetzt*).

*) In den nun folgenden Betrachtungen hat der Autor seine trotzigen Verneinungen muthwillig verallgemeinert und mit absichtlich übertreibender Bitterkeit ausgedehnt. Er will eindringlich züchtigen, wen's angeht, und eindringlich warnen, wen's nicht angeht. Man wird den Ernst in diesem Scherz und den Scherz in diesem Ernst verständnißvoll abzuwägen haben. Sei dies ein Wegweiser.

D. Red.

Alte Leute erinnern sich noch, daß das Dichten eines Theaterstücks, welches heute eine Mache und ein Handwerk ist, noch vor einem halben Jahrhundert eine Kunst war. Der große dramatische Dicht-Künstler, Schiller, ist erst siebzig Jahre lang todt, und sein Einfluß war groß genug, um auch nach seinem Tode eine Weile noch fortzuwirken. Ja, vielleicht wäre das dramatische Dicht-Handwerk sogar heute noch eine Kunst, wenn nicht entscheidende Umstände die Wirkung jenes Einflusses abgekürzt hätten. Die großen Dichter in Schiller's nächster Zeitnähe, Kleist und Körner, schieden frühzeitig aus dem Leben, und das zweitnächste, vielleicht noch größere Dichterpaar, Grabbe und Werner, entwegte sich auf so abenteuerlich verworrene Bahnen, daß just sie es verursacht haben könnten, wenn durch die Sehnsucht nach Zucht der Umwandlungsproceß der dramatischen Dichtkunst in ein Handwerk mit rapid zunehmender Fallkraft sich beschleunigte. Sofort stellten sich nun die hochgeschätzten dramatischen Dicht-Handwerker Töpfer, Raupach, Birchpfeiffer, Halm u. A. ein, Namen, welche als Dichternamen bloß symbolisch sind und unter welchen wir uns eigentlich Schauspieler und Schauspielerinnen zu denken haben, wie z. B. unter dem Namen Halm die Namen Löwe und Rettich. So sind auf den Namen Wolter ein halb Dutzend heutiger Dicht-Handwerker zurückzuführen, deren eigene Namen, gestalt- und unterschiedslos, in jenem Frauennamen enthalten sind. Der Umlauf des Rades ist vollendet, von der ersten bis zur letzten Felge die Drehung rundum gegangen: der Schauspieler ist Zweck, der Schauspieldichter sein Mittel und als solches — Handwerker geworden.

Im Handwerk seiner Zeitgenossen Iffland und Kotzebue steht sogar schon die majestätische Heroengestalt Schillers und das Handwerk wuchert ihm hoch bis über die Knie herauf. Die Jäger, der Spieler, Menschenhaß und Reue, Johanna von Montfaucon dürfen sich mit entschiedenster Rivalität in ein Repertoir einlagern, welches ein gestirnter Himmel mit Sternen wie Wallenstein, Tell, Maria Stuart ist. Aber noch galt die Ilride des dramatischen Kunstwesens. Der Zweck war noch Zweck und das Mittel noch Mittel. Noch war der Grundstein unverrückt, auf welchem ein Schiller stehen, noch war die Möglichkeit da, daß er überhaupt werden, noch war der Raum frei, in den er hineinwachsen konnte. Schiller bildet gleichsam ein momentan-großes Hinderniß im natürlichen Verlauf der Mittel- und Zweckverschiebung. Dieses Hinderniß hat der Zahn der Zeit nunmehr überwunden, und heute sagt das Drama nicht mehr zum Theater: Ich will meinem Volke Großes und Hohes verkündigen, leihe mir deine Tuba dazu; sondern das Theater sagt zum Drama: Ich will einer sinnlichen Menge durch eine dramatische Abendunterhaltung möglichst viel Geld abnehmen, leihe mir deine Dienste dazu. Die Dienstleistung ist ein Libretto, welches die Schauspielkunst in ihre Musik setzt. Form, Farbe und Schnitt dieses Lieferungsstückes wird von dem Dienstherrn oft aufs peinlichste vorgeschrieben und die Vorschrift mit peinlichstem Gehorsam vollzogen. Die Einführung der Tantième wußte sich zu diesem Gehorsame blindergebene Sclaven zu erkaufen und seitdem ist der Dienstherr vollends sattelfest geworden. Daß das Drama einst Selbstzweck war, hat der heutige Dramatiker bei Buchdrama-Todesstrafe zu vergessen, so gut wie der Römer der Kaiserzeit, daß Rom einst Republik war.

Die Geschichte des Theaters ist nichts als die Geschichte dieser Mittel- und Zweckverschiebung. Das Theater war immer gut, wenn der Dichter herrschte und der Schauspieler diente; es war und ist immer schlecht, wenn der Schauspieler herrscht und der Dichter dient. Heute ist es eine Städte-bewegende Frage, ob das Hoftheater in X oder in Y die bessere Julie „gewinnen" wird und im Bulletinstyl unterhält uns die ganze Journalistik über den Stand dieser brennenden Lebensfrage, zahlt telegraphische Depeschen und berichtet von Stunde zu Stunde, ob der Contract gelingt, ob er seinem Abschlusse nahe, ob er perfect ist. Aber die Ur-Julie aller Julien, Shakespeare's Julie? Siehe da, das war weder die gefeierte Seebach, noch die gefeierte Janauscheck, noch die gefeierte Ziegler, noch die gefeierte Wolter, noch die gefeierte Lila Bulyowsky, ja sie war überhaupt kein Weib, sie war nicht einmal Julie, sondern Julius, nämlich ein bartloser Knabe. Dafür war Shakespeare — Shakespeare! Man hat oft bewundert, welche Schauspieler Shakespeare gehabt haben müsse, weil er solche Rollen schreiben konnte. Just auf das Gegentheil ist zu schließen. Ueber die Köpfe der Schauspieler hinweg, der armen sündigen Menschlein, müssen seine ungeheuren Ideal-Bilder durch Dichterwort und Zuschauer-Phantasie unmittelbar realisirt worden sein. Ein Heldenspieler wie der Christus, ein Charakterspieler wie der Judas im Oberammergauer Passionsspiel, das und nichts Entwickelteres

war ohne Zweifel sein Schauspieler-Material. Hören wir ihn doch selbst! was verlangt er denn vom Schauspieler? Etwa die allerneuesten Delikatessen: originelle Auffassung — geistige Durchdringung — psychologische Vertiefung — fein nuancirte Schattirung — Intentionen, Conceptionen, Interpretationen, und wie sie sonst noch heißen all' diese — Hallucinationen? Nichts weniger! Schlicht und altmodisch verlangt er bloß das Elementare: „daß die Miene zur Gebärde, die Gebärde zum Worte passe!" Der reinste Oberammergau! Daran ungefähr hielten sich die Bauern des Passionsspieles auch. Mit Einem Worte, Shakespeare's berühmte Schauspielerlehre läuft eigentlich auf einen bloß negativen Sinn hinaus: — macht nur nicht dummes Zeug, das gescheidte Zeug macht schon der Dichter!

In diesem Geiste, ja mit den nämlichen Worten hatte ich eines Tags Gelegenheit, an einen deutschen Theater-Intendanten zu schreiben und die Redaction der „Münchener Propyläen", einer Wochenschrift von kurzer Dauer, welche Einsicht von dem Briefe gewann, hat die letzteren Theile desselben abgedruckt. Das war im Jahre 1869. Jetzt, nämlich im Jahre 1875, beginnt und endet Ludwig Speidel, der anerkannt erste Theater-Kritiker Wiens, seine Kritik über Arria und Messalina in völliger Uebereinstimmung mit diesem Standpunkte. Er schreibt auf der ersten Spalte:

„Das Stück spielt nur die Rolle einer Gelegenheitsursache, indem es der ersten tragischen Darstellerin des Burgtheaters Veranlassung gab, in ein paar Stunden ihre bestechendsten Eigenschaften zu entwickeln. Statt von der Messalina müßte eigentlich gleich von Charlotte Wolter die Rede sein, wäre es nicht hergebrachte Sitte, dem Poeten den Vortritt zu lassen und die Darstellung an der Dichtung zu messen."

Er schreibt auf der sechsten und letzten Spalte:

„Messalina bin ich, kann die Wolter sagen, und Wilbrandt hat mir nur ein bischen Text dazu geliefert."

Man sieht also, der Gedanke liegt nicht mehr bloß in der Luft; er liegt schon in den Köpfen und auf den Zungen. Er verfügt über mehr als eine Schriftsteller-Feder. Der Eine sprach ihn gestern aus, der Andere thut es heute, der Dritte wird es morgen thun. Der Gedanke fängt an Gemeingut zu werden: das Drama ist ein Libretto der Schauspieler geworden.

Ist es aber an dem, so möchte ich nicht dabei stehen bleiben. Mir wenigstens hat ein Gedanke immer nur Werth als Vater und Erzeuger eines anderen Gedankens. Erst der Gedankenproceß macht das Geschehende zur Geschichte.

Hat das Drama die Wendung von der Freiheit zur Dienstbarkeit, von der freien Kunst zum dienenden Handwerk durchgemacht, so kann und muß mir nichts so sehr auffallen, als wie die Theaterkritik diese Wandlung kennt, ausspricht — und doch wieder nicht kennt! Dächte sie ihren Gedanken zu Ende, so müßte sie sich ja fragen: was habe dann ich noch zu thun, ich, die dramatische Kunstkritik, welcher kein Kunstobject mehr zu Grunde liegt? Warum ziehe ich Menschen vor mein Tribunal, indem ich ihnen ausdrücklich bezeuge, daß sie vor dieses Tribunal gar nicht gehören? Warum beurtheile ich als Kunst, was ich in Einem Athemzug ein Handwerk nenne?

Weil es hergebrachte Sitte ist, antwortet Speidel. Aber am Hergebrachten und am Schlendrian zu haften, ist doch sonst nicht die schwache Seite der Presse und am wenigsten ihres Feuilletons und der Feuilletonkritik. Dem bureaukratischen Schlendrian setzt sich die Journalistik ja ausdrücklich entgegen; jener, der eine consolidirte schwer bewegliche Masse ist, bleibt naturgemäß hinter der Zeit ein wenig zurück, diese aber will mit der Zeit gleichen Schritt halten, ja wo möglich der Zeit ein wenig voraneilen. Wie kommt sie dann dazu, „hergebrachte Sitten" mitzumachen und Reaction zu treiben? Ist denn die Theaterkritik nicht ein reactionäres und längst überlebtes Institut, sie, die noch immer als Kunst in Anspruch nimmt, was zu Großmutters Zeiten Kunst war, was aber jetzt die Faiseurs und die Handwerker treiben? Hat sie die letzten fünfzig Jahre verschlafen? Bleibt dieser Schlendrian noch auf dem Laufenden mit dem modernsten Zeitgeiste?

Aber wäre es doch nur Reaction, Zopf, Schlendrian, Hangen am Alten, kurz „hergebrachte Sitte"! Dem Autor gegenüber wird es bedenklich mehr, nämlich eine Härte und eine Ungerechtigkeit, die man fühlen sollte. Ich wenigstens habe sie lebhaft gefühlt und in Nr. 1 dieser Hefte versprochen, mein Gefühl zum Ausdruck zu bringen, was ich hiemit thue. Mit einer Art sittlicher Nothwendigkeit kam ich bei der Frage an: Und wenn sich das Alles nun so verhält, welches ist dann überhaupt noch die Berechtigung der dramatischen Kunstkritik? Ist

es erlaubt, von einem Handwerke auf einem Kunststandpunkte zu sprechen? Wäre es erlaubt, die Salzfässer der Klempner, Weiß-, Roth- und Gelbgießer an dem Salzfasse zu messen, welches von Benvenuto Cellini in der Wiener Ambraser Sammlung steht? Ein braver Mann will ein Bühnen- und Wolterstück schreiben, geht mit Fleiß und Talent seinem Handwerke nach und du chikanirst ihn mit veralteten Kunstforderungen, denen dieses sein Handwerk entwachsen ist! Mit welchem Rechte thust du das?

Mit dem Rechte der Satyre, welche bessern will, könnte ich mir antworten; aber ich verzichte darauf, denn ich glaube es selbst nicht, daß die Satyre bessert, bessern kann, oder je gebessert hat. Und dann — wir sprechen ja vom Theater und wie Vieles ist da im Laufe der Zeiten wirklich und ganz enorm besser geworden! Adrienne Lecouvreur sollte nicht einmal ehrlich begraben werden, aber heute weiß jeder Zeitgenosse ein Dutzend Adriennen zu nennen, welche über Grafen- und Fürstenkronen verfügen! Ist das nichts? Zu Otways Zeiten sind Dichter verhungert, in den unsrigen aber — verhungern sie auch, dagegen florirt doch das Handwerk, und ein Manufakt wie „Die Grille" konnte am Wiener Burgtheater allein 10,000 Fl. Tantième erzielen. Ist das nichts? Der eine Eimer füllt sich und der andere leert sich. Welcher Vernünftige steht denn am Ziehbrunnen und will es so gut und gebessert haben, daß beide Eimer zugleich voll heraufkommen? Jetzt ist die Reihe der Leere am Drama. Das ist eine historische Thatsache, aber kein kunstkritisches Object.

Eher noch ein national-ökonomisches. Da steht ein Theaterpalast für fünf Millionen, mit einem Inventar von einer halben Million, mit einem Gagenetat von einer Viertel-Million, also ein vollgefüllter Eimer der materiellen Entwicklung, aber die Zeitgenossen ringen die Hände — über den Verfall des Theaters! Was verfällt denn? Weiter nichts als der Geist. Aber muß er denn nicht, wenn die Materie florirt? Wozu der Lärm? O über die Fortschrittspfaffen und ihren Aberglauben des absoluten Fortschritts, der doch allwegs nur ein relativer sein kann, ein voller Eimer gegen einen leeren! Muß man denn die Doctrin vom Capital und Proletariat auf jedem Gebiete von neuem dociren, z. B. dem des Theatergewerbes? Das Theater sagt zum Drama: Ich habe für fünf Millionen ein Haus, für eine halbe Million Costumes, Decorationen, Lampen und Instrumente, für eine Viertel-Million Gagencontracte, und du hast nichts — als einen Bogen Papier. Diene! — Natürlich dient der Bogen Papier.

Das Theater, wie es aus dem Fundament bis unter's Dach aufgemauert, wie es in all seinen Räumen erfüllt und ausgestattet aus Menschenhänden hervorgeht, stellt sich in Saft und Blut als ein Product der Gewerbe und der Handwerke dar. In diesen Riesenmagen eine Rolle Papier, ein poetisches Bühnenmanuscript hineingeworfen, — sollte der Riesenmagen nicht die Kraft haben, den winzigen Bissen in seinen eigenen Stoff sich zu assimiliren, in ein Product des Gewerbs und des Handwerks? Es müßte mit Wundern zugehen!

Goethe schreibt einmal an Heinrich v. Kleist — um aus dem Gedächtnisse zu citiren — ungefähr Folgendes: Das müßte mir ein schlechter Dichter sein, der nicht auf jedem Schauplatze, wo man über zwei Fässer ein Brett legen kann, ein gutes Drama aufzuführen wüßte. Im gegenwärtigen Gedankengang lautete das getrost: Ueberhaupt nur auf solchen und ähnlichen Schauplätzen ist das gute Drama eine Möglichkeit. Die zwei Fässer und das Brett können sich nicht mausig machen, da ist der Dichter noch Alleinherr. Sind aber die zwei Fässer und das Brett ein Fünf-Millionen-Theater geworden, so reden sie dem Dichter so lange drein, bis die dichterische Freiheit aufhört. Ist Shakespeare's Julie ein unbärtiger Gymnasiast, so leistet die Schauspielkunst nichts und der ganze Theatergenuß concentrirt sich auf die dichterische Leistung. Ihr kömmt Alles zu Gute und alles Gute geht von ihr aus. Liegt aber der Theatergenuß beim Ristori-Virtuosenthum und seinen erhöhten Preisen, geräumten Orchestern und ausverkauften Häusern, so ist es gänzlich gleichgiltig, welcher Küchenjunge den Text, den Streuzucker auf diese Torte, streut, wie denn ja die stumme Fenella allein schon der Tortengenuß sein kann und oft auch gewesen ist. So ist das Theater immer gut — in der Nähe der zwei Fässer und des Bretts, z. B. bei Äschylus, Shakespeare, bis zu Goethe und Schiller herab, deren Theaterchen in Weimar, Jena, Lauchstädt ꝛc. von den zwei Fässern und dem Brett nicht allzuweit noch entfernt waren.

Ich kann die Kräfte des Instituts nicht an einen zweifelhaften Erfolg wenden, sagt heute der Fünf-Millionen-Director. Natürlich: wenn die zwei Fässer „ein Institut" geworden sind, dann ist's mit dem flotten, frischen Kunsttreiben

vorbei! Dann heißt es nicht, Kunst-Director sein, sondern Steuer-Director sein und Finanz-Bureaukratie treiben. Das „Institut" kostet mehr und mehr Geld, dazu brauchen wir mehr und mehr Publicum — und die Mehrheit ist der Unsinn, hat der letzte Theater-Dichter gesagt, dem die — Handwerker nachfolgten! „Zweifelhaft" ist jeder Erfolg, der es durch Geist und Bildung sein will; zu „verbürgen" wagt eine steuerkundige Regie nur denjenigen, der zu seiner Voraussetzung die Schwächen, Leidenschaften, Liebhabereien und wohl auch Gemeinheiten der sinnlichen Masse hat. Daher das Drama, als es noch eine Kunst war, „rührende" Wirkungen suchte, seit es aber ein Handwerk geworden, auf „packende" und „schlagende" Wirkungen ausgeht. Packen und Schlagen sind sinnliche, sogar grobsinnliche Ausdrücke, und als solche ein ungemein richtiges Selbstportrait des heutigen Theaterjargons, welcher im Musentempel nur noch Ausdrücke brauchen kann — vom Metzgerhandwerk. —

Bessern kann die Kritik an Alledem nichts, aber — schweigen kann sie. Und das sollte sie denn! Was Sie, Herr Speidel, über Arria und Messalina heute geschrieben, — nicht wahr, verehrter Freund, das lese ich schon seit fünfundzwanzig Jahren von Ihnen? Freilich kann das Publicum nur gewinnen, wenn ein gedanken- und grazienreicher Kopf ein Vierteljahrhundert lang sich wiederholt; um so mehr sorgt er für die Neuheit der Wendung. Aber er selbst, der Kopf, hat doch einen schlechten Spaß davon. Es streift ja an's indische Büßen, jung zu sein und alt zu werden und immer die nämliche Sylbe „Om" auszusprechen, und über jede erste Aufführung dieselbe Kritik zu schreiben, — daß das „Cassastück" kein Kunstwerk und die neueste Novität die längstbekannte Antiquität der längst-ergrauten Theaterschablone!

Ich habe von der Ungerechtigkeit gesprochen, einen Handwerker als Künstler zu richten, von der Grausamkeit, die man dem Autor anthut. Sie wird vielleicht nur noch überboten von der Grausamkeit, welche der Kritiker sich selbst anthut. Aber wenn der stahlherzige Mann schon Beides erträgt: daß er erschießt und erschossen wird auf seinem Posten; kann er es ertragen, daß er — auf seinem Posten überhaupt gar nicht steht? Oder ist es ein Posten, den Faiseurs zu beweisen, daß sie nicht Künstler sind? Wird das Publicum, und wenn man es mit Engelzungen belehrte, nicht dadurch allein schon irre geführt, daß man vom Handwerk als einer Kunst, von der Mache als der Poesie spricht? und ist es nicht ein Widerspruch, auf einem falschen Standpunkte das Wahre zu sagen?

Der Standpunkt ist falsch geworden und der muß aufgegeben werden. Ist das Textmachen für Schauspieler ein Handwerk, was hat es in der Rubrik „Kunstkritik" zu thun? Hinaus damit!

Soll aber dramatische Kunstkritik schon eine Nothwendigkeit sein, — obwohl ich sie nicht einsehe, — warum dann nicht frisch und fröhlich die Wendung des selbsterkannten Wendepunkts vollzogen und von den Schauspielern zuerst, von den Textmachern zuletzt gesprochen? „Hergebrachte Sitte!" Es waren schon andere Neuerungen möglich!

Eigentlich möchte ich zu Speidels Antrag noch ein Amendement stellen, sagt mein Freund Valdek, — einst Speidels ebenbürtiger Consul-Collega in der Theaterkritik, deren innere Todigkeit er aber nicht so lang aushielt, — ich möchte so sagen, meint Valdek: Zuerst und Allen voran soll die Kritik vom Theaterschneider und Decorationsmaler sprechen; den zweiten Rang könnten billig die Schauspieler und Schauspielerinnen einnehmen; ganz zuletzt endlich müßte man freilich auch ein paar Worte über die Textmacher verlieren, so lange wenigstens, bis man dem lesenden Publicum diese schlechte Gewohnheit allmälig abgewöhnt hat.*)

Ich muß gestehen, ich stimme für Speidels Antrag, aber mit dem Amendement Valdek.

Beide will ich hiemit in's hohe Haus eingebracht haben, in die Oeffentlichkeit, oder, wie man sie im vorigen Jahrhundert nannte, „die literarische Republik". Möge sich im Plenum eine weitere Debatte daran knüpfen, aber die endliche Abstimmung auch wirklich ein wenig republikanisch ausfallen, denn schon allzulang herrscht die „hergebrachte Sitte", nämlich die Reaction und der Zopf.

Ferdinand Kürnberger.

---

*) Dieses ironische Recept hat der Herausgeber d. Bl., ohne es zu kennen, schon 1873 verwirklicht. Ueber eine Leipziger Prunkaufführung ließ er folgende Kritik drucken: „Unter dem nicht anfangen wollenden Beifall eines überfüllten Hauses wurde gestern ein funkelnagelneuer gelbseidener Krönungsmantel in Scene gesetzt. Dies höchst werthvolle Stück ist nach einem vorhandenen Stoff vom Garderobier M. bearbeitet worden, der auch für eine passende — Besetzung gesorgt hat. Träger des Ganzen war Herr Friedrich Haase, und es dürfte wohl wenige Direktoren geben, die zu solchen Inscenirungen das Zeug besitzen ..... Dazu wurde übrigens „Richard III." von Shakespeare gegeben.

D. Red.

Dramaturgische Aphorismen.

Bei Beurtheilung von Bühnendichtungen hinsichtlich ihrer Verwendung für die Bühne gleichen die meisten Aesthetiker, Kunstliebhabern, die im Genuß, welchen ihnen der Anblick einer schönen Palastfaçade gewährt, darüber hinweggehen, wenn dem Gebäude vielleicht Dach und Treppe fehlt. Der Schauspieler (ersten Ranges) sieht dabei gewöhnlich nur sich in seiner Rolle, von der Dichtung wird er nicht mehr gewahr als von einem Gruppenbild, welches man bis auf eine Figur verdecken könnte. Die Schauspielerin zieht auch ihre Toilette in Betracht und . . die Rolle der Rivalin. Scheint ihr diese schwächer, so kann sie sich vielleicht mit dem Stück befreunden. Der gewiegteste Dramaturg gleicht in Vorherberechnung der scenischen Wirkung einem Architekten, der die Akustik in einem Saal nach allen Regeln erwarten darf: Sie kann sich dennoch als ungenügend erweisen. —

*

Messinggeräthe, noch mehr aber thönernes Geschirr dienen zum täglichen Gebrauch; sie finden deßhalb leichter und häufiger Absatz als Goldgeräthe. Die letzteren bewahrt man für die außerordentlichen Gelegenheiten; sie gewinnen an Werth wenn sie Antiquität geworden sind. So erging und ergeht es den Bühnendichtungen. —

*

Die französische Bühne huldigt auf allen Gebieten dem Realismus, auch in der scenischen Ausstattung. Wie dieser „Realismus" bei uns verstanden wird, das hat das Beispiel manches namhaften Bühnenleiters dargethan. Costüme im Schnitt des fünften Jahrhunderts hoben sich von Decorationen im Schnörkelstyl ab, Möbel aus der Epoche Louis XIV. prunkten in den Gemächern der Reformationsepoche, die Recken der Sagenzeit tummelten sich in seidenen Mantelkleidern umher; dazwischen Cordelia im modernsten Négligée. Auf einen stimmungsvollen Totaleindruck war es gar nicht abgesehen. Ein Gemach der Neuzeit nulthete uns an als ob eben die Pfändung statt gefunden hätte, denn nur der eine verwaiste Stuhl wurde darin geduldet, auf den sich Jemand setzen mußte. Kurz, die gesammte äußere Inscene erhob die unbescheidensten Ansprüche an unser Idealitäts-, an unser Ergänzungsvermögen. Wie verträgt sich dieser Begriff von Inscenirung mit dem realistischen Kunstdogma?

*

Effect um jeden Preis! Man geht heutzutage weit in dieser Losung. Die Leidenschaft wird durch den Ausdruck der Sinnlichkeit ersetzt, die Sinnlichkeit mit dem Pfeffer der Lüsternheit gewürzt. Wenn nur ein Effect erzielt wird und sei es auch blos auf die Nerven des gemüthsarmen und gedankenbaren Haufens.

*

Die Franzosen, einseitig und beschränkt in den Grundstoffen, sind äußerst erfinderisch in ihrer Verwerthung. Die Deutschen haben wenig Erfindungsgeschick, ihre Stärke liegt in der Vertiefung. Freilich laufen sie leicht Gefahr, darin zu versinken. —

Manches Bühnenstück verdankt seinen Erfolg den Stücken und Aufführungen, die ihm vorhergingen. Im richtigen Augenblick erscheinen, das ist wichtig für den Erfolg.—

Es ist kein unverdächtiges Lob, wenn an einem Drama die schöne wohlklingende Sprache gepriesen wird. Es ist wie wenn man an einem Bilde nur die glänzenden Farben lobte. Die Sprache darf blos Mittel sein. —

Murad Effendi.

Epos.

Eine Römerfahrt. Epische Dichtung von Johannes Nordmann. Erster Gesang: Der Bauernkrieg in Oberösterreich. Wien 1875. Im Verlage von Leopold Rosner.

Nicht ohne einige Befangenheit unterziehe ich mich der kritischen Würdigung dieses Gedichts. Tagtäglich durch mehr als fünf Stunden sitze ich mit Johannes Nordmann unter dem nämlichen Dache; ich höre ihn, wenn er mit festen großen Schritten nachdenklich sein Arbeitszimmer durchmißt oder mit rauher Stimme ein paar Kernflüche über die leichtfertige Jugend von sich hinpoltert; seine hohe, markige Gestalt bleibt oft genug vor meinem Pulte stehen und das wettergebräunte, von einem grauen Vollbarte umrahmte Antlitz ist mir nicht selten mit gutmüthigem Wohlwollen zugewendet; kurz und gut, der schneidige Alte, der aber beiweitem jünger ist als das Silber seines Haupthaares glauben macht, hat als Mensch und Berufsgenosse meine Sympathien in so ausgedehntem Maße, daß ich fürchten muß, seinem poetischen Schaffen nicht mit der erforderlichen Objectivität gerecht werden zu können. Indessen beruhigt mich die Erwägung, daß auch ein absolut

Fremder sich zu Nordmann's literarischen Productionen nicht übelwollend verhalten könnte, und zwar deshalb, weil sie, wie ihr Autor selbst, schon einen tüchtigen kritischen Stoß vertragen. Es sind keine Nippsachen, die man hübsch leise mit den Fingerspitzen anfassen müßte, sondern gesunde, kräftige Realien, für resolute Mannsseelen gemacht und nicht für zimperliche Frauenherzen.

Wenn ich meinen Freund Nordmann nach dem üblichen literarhistorischen Schachtelsystem als Poeten classificiren sollte, so würde, besorge ich, die hellste Rathlosigkeit sich meiner bemächtigen. Ein Mann, der immer er selbst ist und niemals an einem fremden Stecken einherwandelt, versagt sich der schubfächerlichen Nomenclatur, welche alle psychologischen Untiefen erschöpft zu haben wähnt, wenn sie Diesen als einen braven und Jenen als einen problematischen Gesellen etikettirt. In ähnlicher Weise spottet ein echter Dichter jegliches Versuches, ihn nach Schule, Temperament oder sprachlichen Merkmalen in einer bestimmten Sippe unterzubringen. Man spricht zum Exempel von einer österreichischen Dichterschule und quartiert in dieselbe malgré bongré die verschiedensten poetischen Individualitäten hinein; von Anastasius Grün bis Hermann Rollett, von Karl Beck bis Hans Grasberger, von Nicolaus Lenau bis Joseph Weilen muß sich Alles über Einen Kamm scheeren und als „Mitglied der österreichischen Dichterschule" kennzeichnen lassen. Wie bequem diese Art, Literaturgeschichte zu machen, ist, das brauche ich wohl nicht erst zu demonstriren, und wenn es mir nur darum zu thun wäre, an ein paar poetischen Phrasen, etlichen üppigen Bildern und diversen sentimentalen Ergießungen die Verwandtschaft Nordmann's mit allen seit vier Jahrzehnten aufgetauchten Apollonssöhnen Oesterreichs nachzuweisen, so wäre meine Aufgabe bald vollbracht. Denn es ist ja nichts natürlicher, als daß in Dichtungen, welche nicht blos der gleichen politischen und literarischen Zone, sondern der nämlichen ethnographischen Atmosphäre ihr Dasein verdanken, auch eine verwandte Luft weht. „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." Wenn dies wahr ist, so ist ohne Zweifel auch die Folgerung wahr, daß, wer in Dichters Lande geht, nicht blos den Dichter, sondern auch alle seine Nebenbuhler und Liedergenossen verstehen wird, so weit eben die allgemeinen Bedingungen die Individualität zu überwinden und einzuschränken vermögen. In diesem Sinne gehört Johannes Nordmann freilich so bestimmt an die Ufer der Donau, wie Wolfgang Müller niemals ohne den Rheinstrand hätte gedacht werden können. Aber über diese Grenze hinaus ist er so originell und selbständig, daß man sozusagen ein „zweites Gesicht" haben müßte, um an seiner Muse entlehnte oder angewöhnte Merkmale zu entdecken. Ja, er ist sogar originell genug, heutzutage, angesichts der glotzäugigsten Gleichgiltigkeit, eine große epische Composition zu Stande zu bringen, welche nicht mehr und nicht weniger bezweckt, als eine poetische Verherrlichung sämmtlicher Großthaten, welche seit dem Tridentinischen Concil in dem Kampfe wider das römische Papstthum zum Ruhme, wenn auch nicht immer zum Vortheile der ringenden Menschheit vollbracht wurden. Ich sage, das ist eine Originalität inmitten eines Tendenzwirrwarrs, in dem man vor dem Rufe „Hie Welf, Hie Waibling" kaum zu sich selber und zur Benutzung seiner fünf gesunden Sinne kommen kann, und ich gewärtige dabei den Einwand, daß es im Gegentheile den offenbarsten Mangel an Originalität bekunde, wenn ein Dichter seine Schwimmkraft auf dem breiten Strome versuche, auf dem heutzutage jede Mittelmäßigkeit mit vielem Behagen und ohne Gefahr dahingleitet. Alles brüllt: „Los von Rom!" oder „Gegen Rom!" — da heißt es am Ende nur Chorus machen, wenn man in so und so viel Gesängen die Sünden, welche das Papstthum und die Jesuiten an der Menschheit begingen, vor das dichterische Strafgericht citirt. Es ist doch ein gewaltiger Unterschied. Ein paar zorngeschwellte lyrische Strophen, in denen „Tiare" und „Bahre" auf einander reimen, oder ein paar Feuilletons, darin von Gregor VII. bis Pius IX. der „Allmachtstraum der Kirche" an drastischen Beispielen vergegenwärtigt wird, sind schnell gemacht; der Zorn gegen Rom liegt heutzutage in der Luft, und die Lectüre etlicher beschwingter kirchenpolitischer Leitartikel schwellt auch eine trockene Menschenseele mit einem starken Hauche robusten Jesuitenhasses. Aber in den Rahmen dreier Jahrhunderte die Gestalten und Geschicke plastisch hineinzustellen, welche der große Gewissenskampf der Menschheit abwechselnd reifte und zerstörte, bald die Figur Stefan Fadingers, des Bauerngenerals, und bald diejenige Paolo Sarpi's, des idealen Mönches, mit poetischer Intuition zu beleben, dann wieder den lustigen Wolkensteiner aufzuerwecken oder die Salzburger „Exulanten" auf ihrem tapferen Leidenszuge zu begleiten, das ist doch wohl mehr als bestellte Tendenzarbeit, die

ihre Nahrung aus dem wilden Geschrei des Tages und dem Kriegsgeheul der fluctuirenden Parteien schöpft.

Im Uebrigen thut man wohl daran, das Wort „Tendenz" mit einiger Vorsicht zu gebrauchen. Mephisto's Kernsprüchlein wider Pfaffenthum und Kirche sind gewiß auch tendenziös, aber es wird Niemandem einfallen, sie aus dem „Faust" hinwegzuwünschen, so wenig, als ich die Gedichtsperle Hermanns v. Gilm mit ihrer wunderbaren Anfangsstrophe:

> Es geht ein finstres Wesen um,
> Das nennet sich Jesuit;
> Es lächelt nicht, ist still und stumm
> Und schleichend ist sein Tritt —

in dem deutschen Liederschatze der Gegenwart missen möchte. In dem besseren Sinne des Wortes ist auch Nordmann tendenziös, und er ist in seiner biederen Offenherzigkeit weit davon entfernt, hierüber eine Täuschung in seinen Lesern platzgreifen zu lassen. An einer Stelle des Vorwortes sagt er ganz unumwunden: „Die Marschroute, mit der ich mich freiwillig band, war eine „Römerfahrt"; ich folgte dabei dem magnetischen Zauber, der für alle historischen Römerfahrten seine Anziehungskraft übte, und der noch heute für alle friedlichen Reisen nach dem Süden wirksam ist. Der Volksmund spricht, daß alle Wege nach Rom führen, und er bezeichnet damit unwillkürlich die von dieser Region ausgehende Attraction und den Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen sammeln. Ich suche mit meinem Helden die ewige Roma, auf meinen Wegen dahin aber auch die Leidensstationen und Martersteige auf, welche im Namen des neuen Vatican-Jupiter für die „Armen im Geiste" und für die im Glauben blind Ersterbenden errichtet wurden; und ich schildere die blutigen Kämpfe, die im Widerstreite des Glaubens und des Geistes an diesen Stationen geschlagen wurden. Die Sünden des Papstthums gegen die Menschheit, die sich wider die Bedrängnisse seiner Helfershelfer auflehnte, will ich durch die Vorführung historischer Scenen stigmatisiren und brandmarken; und diese Scenen werden gleichsam die Knotenpunkte in den Fädenringen des Netzes bilden, welches die Kreuzspinne in Rom für ihr weltherrschaftliches Gelüste weithin gespannt hat, das nunmehr aber an mancher Stelle durchrissen ist. Dieses Netz ist wie das Fischernetz Petri im Laufe der Zeiten morsch und brüchig geworden, in dem sich nur mehr fangen, die im Finstern und nicht im Lichte der Wissenschaft ziehen wollen."

Mit diesen Sätzen ist der Geist der Dichtung hinreichend charakterisirt. Die Frage ist nun, ob die poetische Kraft Nordmanns auslangt, um ihn zu plastischen Gestalten zu krystallisiren und durch Schilderungen, wie sie die epische Form erfordert, lebendig zu veranschaulichen. Ich meine, daß man hierüber auch schon aus dem ersten Gesange, welcher den Bauernkrieg in Oberösterreich umfaßt, völlig ins Klare kommen kann, und erachte es kaum für nöthig, das kritische Urtheil von dem Vorbehalte abhängig zu machen, daß auch die folgenden Gesänge, deren noch sechs verheißen werden, des gegenwärtigen Maßstabes sich werth zu zeigen haben.

Es ist ganz gewiß ein großartiger Wurf, in einem universalen Bilde, das räumlich und gedanklich einen festen Punkt, „die ewige Roma" zu seinem Mittelpunkte hat, während die Staffage je nach den historischen Fluctuationen wechselt, die Ideen zu verkörpern, welche durch drei Jahrhunderte unter der Parole „Hie Rom! hie Freiheit!" einander bekämpften. Und doppelt verdienstlich erscheint uns das kühne Unterfangen des Poeten angesichts seiner Fähigkeit, seinen Stoff auf Schritt und Tritt in lebendigem Contacte mit dem geschichtlichen Inhalte der Gegenwart zu behandeln. Die Gegenreformation in Oberösterreich, welche von dem schamlosesten unter den gekrönten Zöglingen des Jesuitenordens, von Ferdinand dem Zweiten, mit Feuer und Blut bewerkstelligt wurde, ist an und für sich blos von localem Interesse; der Bauernführer Stefan Fadinger und der „Herbestorff," Baierns Alba, welcher wie ein Raubthier unter dem Landvolke der „vier Viertel" wüthet, nehmen in den Annalen der Universalgeschichte kaum einen entlegenen Winkel ein, dahin ihnen höchstens der forschende Blick des Specialhistorikers zu folgen Anlaß hat. Allein die Sache des Poeten ist es, sie uns leibhaftig nahe zu rücken, und Nordmann hat dieses Kunststück unzweifelhaft fertig gebracht.

Aber andererseits ist es mir durchaus problematisch, mit welchem Rechte der Dichter seine „Römerfahrt", die sich von Haus aus trotzig gegen die Einheit des Raumes und der Zeit auflehnt, eine „epische Dichtung" genannt hat. Die gesammte Anlage widerstrebt dieser Classification, die noch dazu sehr überflüssig ist, weil auch ohne sie kein verständiger Leser schwanken wird, in welchem Prädicate — wenn durchaus ein solches unentbehrlich ist — er das Wesen dieser Dichtung zusammenzufassen habe. Die epische Form ist ein spanischer Stiefel; sie ver-

langt ein Geschichtsereigniß in seiner Entfaltung vom Ursprunge bis zum Ziele, wobei sie allerdings Unterbrechungen und Retardirungen zuläßt, die aber nicht abseits von der historisch gegebenen Linie auf Nebenwege führen dürfen. Die Idee der Nordmann'schen Dichtung mag in philosophischem Sinne dieser Definition genügen, denn sie ist nur Eine, ob sie nun in Tirol oder in Salzburg, in Constanz oder Trient die Geister bewege. Aber sie schafft sich in jedem Jahrhundert neue Formen, in jedem Lande neue Träger und Vorkämpfer, und das ist es, was ihr den epischen Charakter unter allen Umständen abstreift. Es sind vielmehr dichterische Geschichtstableau's, welche Nordmann mit dem Tiefblicke und dem Tacte eines begnadeten Poeten arrangirt, und es wäre thöricht, ihn der Formlosigkeit zu zeihen, weil er einen von den gewöhnlichen Pfaden abweichenden Weg eingeschlagen und sich sozusagen mit beiden Ellnbogen Luft geschafft hat, um nicht jede Nasenlänge an eine morsche Schranke der Poetik anzustoßen. Nur hätte er nicht selbst durch eine falsche Nomenclatur zu mißverständlichen Urtheilen Anlaß geben sollen. Es existiren ja Pedanten genug, welche es dem Epiker als Todsünde auslegen, wenn er anstatt des Hexameters Trochäen oder anstatt des Distichons die Ottaverime handhabt. Um wieviel mehr sind solche verknöcherte Zeloten geneigt, dem Dichter einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die geheiligten Gattungsbegriffe der Poetik vermischt und eine „epische Dichtung“ nennt, was seiner Natur nach den epischen Rahmen sprengt.

Mir scheint's überhaupt ein Vorzug dieser „Römerfahrt“ zu sein, daß der Dichter bei dem schärfsten Bewußtsein seiner Aufgabe sich allüberall die vollste Freiheit der Form gewahrt hat. Seine Ottaverime klingen sehr sonor, obzwar sie sich beispielsweise den Teufel um die mathematisch genaue Wiederkehr von weiblichen und männlichen Reimen scheeren. Leute von dem Kaliber des berufenen Johannes Minckwitz werden darin einen nicht zu sühnenden Frevel erblicken, aber was thut's? Ich denke, daß Nordmann sehr wohl daran gethan hat, der bezopften Splitterrichterei zu trotzen; daß er sich über die Gefahren, in welche er sich begab, keinerlei Illusionen machte, das beweist unter Anderem nachstehende Strophe:

> Doch wag' ich es, wie auch die Sprache schneidig
> Und derb in ihrer Kraft, mit dieser Waffe
> Mich durchzukämpfen schlecht und recht und leidig;
> Wie spröd' das Instrument sei, schließlich schaffe
> Damit ich meinen Stoff noch mild geschmeidig,
> Und putze ihn heraus mit der Agraffe
> Von reichen Reimen, daß der Schmuck ihm zieme,
> Das Schwerste wählend, die Ottaverime.

Wenn ich schließlich den Eindruck resumire, welchen dieser erste Gesang der „Römerfahrt“ in mir hervorrief, so muß ich sagen, daß nicht leicht ein Gedicht der letzten Jahre meine Aufmerksamkeit in höherem Grade gefesselt hat. Dabei übersah ich keineswegs, daß manche Trivialität theils satyrischer und theils raisonnirender Natur dem Dichter unter die Feder gekommen ist und daß insbesondere auch der Reim hie und da in wunderlichen Verrenkungen sich zum Dasein ringt. Es ist gewiß nahezu burlesk, zu sagen:

> Idol für jeden Theresianer-Lehrling,
> Du Kraftgenie der Warte-Politik,
> Die uns entfliegen ließ den fetten Sperling
> Für eine magre Taube, weit im Blick,
> Du ewig-junger greiser Toni Schmerling.

Ein so geschmackvoller und feingebildeter Geist, wie ihn Nordmann besitzt, sollte sich selbst der keckften satyrischen Wirkung halber solche Banalitäten nicht gestatten. Wenn man jedoch bedenkt, daß dieser erste Gesang allein schon dreihunderteinunddreißig achtzeilige Strophen umfaßt, welche je dreimal gereimt sind, so wird man über derlei Excesse mindestens nachsichtig urtheilen. Sie werden überdies reichlich aufgewogen durch eine stellenweise bewältigende Kraft der Sprache. Und, was am Ende immer die Hauptsache bleibt — der Dichter ist ein ganzer Mann, den die Musen schon um deshalb lieb haben müssen, weil er nicht nach dem gewöhnlichen Complimentirbuche, sondern mit würdevollem Stolze und mit gedankenreicher Rede um ihre Gunst minnt.

Wilhelm Goldbaum.

Novellen.

Dunkle Geschichten von Hans Blum. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1875.

Der Kritiker ist bisweilen in der Lage, die Damen um ihr Lesetalent zu beneiden. Die klugen Frauen verstehen sich darauf, einen Roman mit Hinweglassung alles Ueberflüssigen zu lesen, ja, manche unter ihnen sind so geschickt, daß sie ein umfangreiches Novellenbuch nur zu überfliegen brauchen, um den ganzen Inhalt zu wissen. Wie langsam gewinnt da-

gegen der ordentliche Recensent die Kenntniß eines solchen Buches! Als verpflichteter Untersuchungsrichter darf er nicht einmal das Bestreben haben, die weibliche Schnellesekunst zu erlernen und hat nur die Wahl, entweder ein Buch gar nicht oder von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Das Letztere ist aber nirgends so schwierig, wie gerade bei den Roman- und Novellenbüchern, deren Verfasser meistens der Devise: „Je länger, je lieber" huldigen. Auch die talentvolleren Autoren gerathen leicht in ein zu ausführliches Beschreiben und bedenken nicht dabei, wie derjenige nichts beschreibt, der zu viel beschreibt.

Die „Dunklen Geschichten" von Hans Blum, zu deren Lectüre mich eine gewisse Vorliebe für alles Unaufgehellte veranlaßte, bestehen in drei Erzählungen aus dem wirklichen Leben; die beiden längeren besitzen trotz mancher Breiten einen hinlänglichen Spannungsreiz, die kleinere dagegen ist ungewöhnlich schwächlich. Ueber die Berechtigung ihres allgemeinen Taufnamens hat sich Blum eingehender ausgesprochen, doch trägt nur die erste Erzählung den vorherrschenden Charakter des Dunklen. Blum sagt:

„Das Recht ist die Sonne, die den Völkern leuchtet . . . . . die Verdunkelung und der Niedergang dieser Sonne hat jedesmal die schwersten Leiden oder den Untergang derjenigen Völker und Individuen zur Folge gehabt, die von dem milden Licht dieses Gestirns verlassen waren. (Wie kann die Sonne für den noch untergehen, der schon von ihrem Lichte v e r l a s s e n ist?) N o c h heute v e r s u c h t J e d e r, welcher der allgemeinen Rechtsordnung widerstrebt, a n s e i n e m T h e i l e, uns A l l e in die lichtverlassene Nacht rechtloser Barbarei zu stürzen (wenn ich also beispielsweise auf verbotnen Feldwegen gehe und damit der allgemeinen Rechtsordnung widerstrebe, so versuche ich demnach a n m e i n e m T h e i l e A l l e in die lichtlose Nacht der Barbarei zu stürzen!); und solchem Versuche gegenüber können wir vorgeschrittene Culturmenschen auch nichts anders thun, als die alten Römer oder unsere Ur-Urahnen in den Wäldern Germaniens, indem wir die Freiheit mit der Rechtsfähigkeit der Einzelnen identificiren, und Freiheit und Selbstständigkeit demjenigen nehmen, dessen Seele und That sich vor dem Sonnenlicht des Rechtes verschlossen hält. Da die nachfolgenden Erzählungen a u f d i e s e m F e l d e spielen, so war ich mithin wohl berechtigt, sie „Dunkle Geschichten" zu nennen."

Mir scheint, als hätte sich Blum über das Feld seiner Erzählungen weniger allgemein und umständlich verbreiten können. Er wollte sich offenbar „besonders" ausdrücken und in diesem Bestreben ging ihm die Ungezwungenheit und die klare Bestimmtheit des Stils verloren. Die Einleitung bietet noch mehrere derartige Beispiele. Es ist ein Glück, daß der Verfasser in den Geschichten selbst weit natürlicher schreibt.

Die erste „Auf falscher Fährte" ist eine sehr werthvolle Criminalgeschichte aus den Akten, indem sie nicht nur stofflich, sondern auch geistig anregend wirkt. Die Begebenheit ist interessant verwickelt, und die Dorfpersonen unterscheiden sich vortheilhaft von den üblichen Dorfgeschichtsfiguren, wie sie uns so oft vorgeführt werden. Dabei erscheint die Geschichte insofern lehrreich als ein vollkommen schuldloser Mensch von den Geschworenen zu vieljähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wird. Derjenige aber, „dessen Seele sich vor dem Sonnenlichte des Rechtes verschlossen hält", ist in Wahrheit ein Teufelskerl der sich schließlich selbst den Gerichten ausliefert um die Geschicklichkeit zu zeigen, womit er sich den Armen der Gerechtigkeit wieder zu entwinden weiß. Derlei Figuren können nicht erfunden werden; der Romandichter würde schon im Hinblick auf die sogenannte poetische Gerechtigkeit gar nicht den Muth zu einer derartigen Schöpfung gehabt haben; und hätte er auch den Muth dazu, so besäße er schwerlich die Gabe, ihr gerade so viel Unwahrscheinlichkeiten zu verleihen, als zum Glauben an das Teufelsglück dieses Verbrechers nöthig ist. Das Gleiche gilt in entgegengesetzter Beziehung von dem unschuldig Verurtheilten, der unmittelbar nach der endlichen Wiedererlangung seiner Freiheit von neuen Unsternen verfolgt wird, deren schauerlich glänzendes Licht eine ganz andere Wirkung hervorbringt, als die erfundenen Schauereffecte der meisten Romane. Einen wahrhaft angenehmen Eindruck macht der Bauer Carlsen; seine Natürlichkeit ist weder eine ungeschlachte noch eine verfeinerte, dieser Dorfschulz ist in der That ein Mann aus eignem Holze. Die Wirklichkeit hat dem Verfasser allerdings die deutliche Vorzeichnung dafür gegeben, aber gleichwohl ist immer noch die Kunst der Nachzeichnung anzuerkennen.

Die zweite Geschichte „Das erste Geschäft" bereichert die Unzahl der Alltagsgeschichten; hier ist ebenso wenig von einer materiellen wie einer geistigen Spannung die Rede. Ein junger Kaufmann hat bei dem ersten größern Geschäft das Unglück, betrogen zu werden; doch ist er

dabei wieder so glücklich, daß man die Spitzbuben gleich erwischt. Der Sohn Mercurs wird auf diese Weise um eine heilsame Erfahrung reicher, die ihm lediglich einige Angsttropfen gekostet hat. Je erfreulicher die rasche und gute Lösung eines unangenehmen Vorfalls im gewöhnlichen Leben ist, desto weniger befriedigt sie uns im Spiegel einer Geschichte, für welche wir uns interessiren sollen. Von abschreckender Wahrheit ist in dieser Erzählung die Zeichnung der beiden Schacherjuden. Wen soll die Nachahmung einer ordinären Judensprache ergötzen? In einer Erzählung wie auf der Bühne wirkt die nackte Alltäglichkeit noch abstoßender als im Leben; hier zeigt sie sich wenigstens unbewußt und verletzt ohne Absicht, dort ist sie aber eine schaale absichtsvolle Reproduction, die für etwas gelten will. Damit sie nicht als solche erscheint, muß ihr der Künstler gewissermaßen einen leichten Schleier umhängen, um die Aehnlichkeit mit dem gemeinen Leben nur durchblicken zu lassen.

Die dritte Geschichte „Die schwarzen Diamanten" erreicht zwar nicht den Werth der ersten, fesselt aber durch die geschilderten Vorgänge und deren lebendige Darstellung, die nur in einzelnen Abschnitten durch eine übermäßige Breite gelähmt wird. Die Novellenschreiber haben fast alle die Gewohnheit, völlig unbedeutende Dinge mit polizeilicher Genauigkeit zu beschreiben. So bringt im Anfang der Blum'schen Erzählung eine junge Dame ein Schmuckkästchen zu einem Juwelier. Es wird uns dabei mitgetheilt, daß das Kästchen in zwei verschiedene Papiere eingewickelt war. Das eine stammte aus neuerer Zeit, das zweite war ein weit älteres Papier: dem Druck und Papier nach etwa aus den dreißiger oder vierziger Jahren unseres Jahrhunderts. Es hatte schon sehr lange als Umhüllung gedient, was wohl zur poetischen Entschuldigung einiger Flecke gesagt wird. Das Kästchen selbst hält der Autor einer näheren Beschreibung werth. Es rührt etwa aus demselben Decennium her, wie das weit ältere Papier; dabei ist es klein, unförmig, viereckig, von rothbraunem Lederüberzug und mit den seiner Zeit üblichen steifen Goldverzierungen in den vier Ecken des Deckels. Der Verschluß ist durch Federdruck, doch nein, ich irre, er ist nur durch zwei primitive Haken hergestellt. Sollte die Eigenthümerin das Kästchen je verlieren, so kann es wenigstens nach diesen Angaben gleich erkannt werden. In der Erzählung hat es ungefähr ebenso viel Bedeutung als die denkwürdige Papierhülle. Zu den unerbaulichen Partien der Geschichte zählen die längeren Gespräche zwischen dem Medicinalrath Dr. Harras und seiner „Mieze". Auch der Wurstfabrikant Querbolz mit seinem ewigen: „Da haben wir den Salat" oder: „man ginge ja rein in die Käse" leidet theilweise an dem sogenannten sächsischen Kaffeehumor, für den ich eine besondere Unempfänglichkeit habe. In der bildlichen Ausdrucksweise ist Blum nicht immer glücklich. So ärgert sich der Commis von Edward Bauer darüber, daß Helene Moser „das glänzende Funkeln der grauen Edelsteine, die er im Kopfe zu tragen meinte, neben den andern Juwelen so gänzlich unbeachtet ließ". Auf Seite 301 heißt es von Helene: „Es war ihr, als stünde sie auf einem hohen Gebirge und könnte weit hinausschauen über alle Lande. Doch statt des Landes unter ihr läge das Meer der Zeit, die sie durchlebt hatte." Ich will indeß auf diese Mängel kein größeres Gewicht legen, da die Geschichte immerhin so viel anziehende Seiten hat, daß sie sich um ein Bedeutendes über die zahlreichen Eintagsnovellen erhebt. Wenn auch die geistigen Reize nicht stark genug sind, um zu wiederholter Lectüre anzuregen, so kann man die Erzählung doch wegen der ungewöhnlichen Verschlingung der Geschichtsfäden und der oft eigenthümlich fesselnden Zeichnung der Figuren sehr gut einmal lesen. Wer Unterhaltung sucht, hat hier Gelegenheit, sie zu finden.

Wilhelm Buchholz.

Lyrik.

Daß die Lyra das Sinnbild der Lyrik ist, scheinen die Herausgeber neuer Gedichtsammlungen nicht zu wissen. Sie begnügen sich leider niemals mit nur vier Saiten!

Dieser grausame und unorthographische Scherz ist mir sylbenweise durch mehrere Gedichtbücher abgefoltert worden, die sich seit längerer Zeit auf meinem Redactionstisch angesiedelt haben. Obschon von früher her an die stärksten lyrischen Ladungen gewöhnt, bin ich gleichwohl durch die neu Emporgeschossenen immer noch überrascht worden. Es ist nicht zu glauben, welche ungesalzenen Selbstverständlichkeiten von diesen Versmachern herausgestöhnt werden. Bei einem der Neuesten lese ich folgenden Spruch:

Klug zu handeln und zu leben
Ist des — Weisen stetes Streben.
Denn für Thorheit aller Orten
Sorgen — Narren und Consorten.

Wer vier Zeilen, wie diese, drucken lassen kann, hat es offenbar im Dilettantismus bis zur Classicität gebracht.

Oder hören wir die nachstehende Gnome aus demselben Buch:

Wem seine Jugend nicht gelehrt,
Zu schaffen, zu entbehren,
Dem wird es späterhin erschwert,
Sich selber zu ernähren!

Unglaublicher, als diese schalen Nichtigkeiten, ist nur noch die Thatsache, daß sich Kritiker fanden, die den Verfasser belobträufelten. Im „Hamburgischen Correspondenten" wird Otto E. Ehlers — so nennt sich der Jüngling — ob seines „harmonischen Wesens" hochgepriesen. Von den Sprüchen heißt es: „Der Einfluß Bodenstedts ist hier unverkennbar.... der Ausdruck ist bei aller Knappheit immer zutreffend... die Gedanken zeugen von selbständiger und ursprünglicher Auffassung der Welt und des Lebens... sie sind sinnig und gehaltvoll..." u. s. w. Die Zeit ist in der That nah, von der Grabbe prophezeit hat: „Die Wörter genial, sinnig, gemüthlich, trefflich werden so ungeheuer gemißbraucht, daß ich schon die Zeit sehe, wo man, um einen entsprungenen, über jeden Begriff erbärmlichen Zuchthauscandidaten vor dem ganzen Lande auf das Unauslöschlichste zu infamiren, an den Galgen schlägt: N. N. ist sinnig, gemüthlich, trefflich und genial!"..... Sicherlich wird Derjenige, der einem Otto E. Ehlers solche Worte des Lobes spendet, sich einem Geibel oder Paul Heyse gegenüber, wenn er seine Ehrfurchtsbeweise angemessen steigern will, zum japanesischen Bauchrutschen entschließen müssen.

Als eine Wunderfügung glücklicher Gestirne ist es zu betrachten, wenn es einer echten Poetenstimme gelingt, das dilettantische Zetermordio sieghaft zu durchtönen und sich die treue Aufmerksamkeit des Publicums zu gewinnen. Zweite Auflagen von lyrischen Sammlungen sind anstaunenswerthe Seltenheiten.

Unlängst hat Karl Zettel eine zweite Auflage seiner Dichtungen herausgegeben. (Stuttgart, Krüll'sche Buchhandlung.) Eine Schöpfung ersten Ranges ist nicht darunter, aber doch manche annehmbare und erfreuliche Gabe. Zettels Lyrik hat einen festen männlichen Zug und verduftet nicht in gefühlsschwärmerische Subtilitäten. Daß er auch Witz und Humor hat, beweise folgendes Epigramm:

Als einst Sokrates die Kunde
Von des Phöbus Spruch gewann,
Daß dem ganzen Erdenrunde
Sei nur er ein weiser Mann,

Wollt' er zwar sich selbst nicht loben,
Doch das stumpfe Näslein schwoll:
„Und der weiseste dort oben,"
Sprach er lächelnd — „ist Apoll."

Noch erfreulicher ist die zweite Auflage der Gedichte von Theodor Fontane (Berlin, Wilhelm Hertz). Fontane ist der erste Balladendichter der Gegenwart und als Solcher auch hinlänglich anerkannt. Es ist überflüssig, Proben anzuführen. An Gestaltungskraft und Farbenreichthum unübertroffen, in jeder Zeile klar und markig, stimmunggesättigt und lebensvoll, überrascht Fontane noch in einzelnen Gedichten durch die volksthümliche Einfachheit seiner Stoffe und die schmucklose Wahrheit ihrer Darstellung. Ein rührenderes Gedicht, als „Treu Lischen" (S. 147) habe ich niemals gelesen, und wie erschütternd in seinem Alltagskleid ist das folgende Lebensbild:

Die Mutter spricht: „lieb Else mein,
Wozu dies Grämen, Härmen?
Man lebt sich in einander ein
Auch ohne viel zu schwärmen;
Manch eine nahm schon ihren Mann,
Daß sie nicht sitzen bliebe,
Und dünkte sich im Himmel dann
Und — alles ohne Liebe."

Jung-Else hörts; sie schloß das Band,
Das ew'ge, am Altare,
Und, lächelnd, nahm des Gatten Hand
Den Kranz aus ihrem Haare;
Ihr war's, als ob ein glühend Roth
Sich auf die Stirn ihr schriebe,
Sie gab ihr Alles, nach Gebot,
Und — alles ohne Liebe.

Der Mann ist schlecht; er liebt das Spiel
Und guten Trunk nicht minder,
Sein Weib zu Hause weint zu viel
Und ewig schrei'n die Kinder;
Spät kommt er heim; er kost, er schlägt,
Nachgiebig jedem Triebe,
Sie trägt's wie nur die Liebe trägt
Und — alles ohne Liebe.

Sie wünscht sich oft, es wär vorbei,
Wenn nicht die Kinder wären,
So aber sucht sie immer neu
Zum Guten es zu kehren,
Sie schmeichelt ihm und ob er dann
Auch kalt bei Seit sie schiebe,
Sie nennt ihn „ihren liebsten Mann"
Und — alles ohne Liebe.

Auch anmuthige schalkhafte Töne klingen von des Dichters Leier, wie sein reizendes Lied: „Der erste Schnee" (S. 11) beweist. — Daß Fontane in leidenschaftsvollen Schilderungen mitunter aus den Grenzen des guten Geschmacks hinaus schreitet, wollen wir nicht vertheidigen, aber wir erkennen auch darin nur ein Zeichen seiner vollsaftigen Individualität. Die Durchschnittslyriker haben uns mit ihrer reinlichen glattgefalzten Regelrichtigkeit nachgerade so überfüttert, daß es wahrhaft erfrischend wirkt, wenn gelegentlich eine kräftig rauhe Geschmacklosigkeit dazwischenfährt.

Oscar Blumenthal.

Zur Kritik der Kritik.

Die erste Nummer des „Antikritikers" liegt uns nun vor. Das Interessanteste daran ist das — Vorwort. Es enthält eine zwar nicht phrasenfreie, aber im Ganzen doch sachlich gehaltene Untersuchung über die preßgesetzlichen Grundlagen des Berichtigungswesens und gipfelt in der folgenden beachtenswerthen Antithese:

„Wenn Jemand im gewöhnlichen Leben eine Aeußerung eines Andern dergestalt entstellt weiter verbreitet, daß der Andere dadurch verächtlich gemacht oder in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt wird, so wird er wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu zweihundert Thalern oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu einem Jahre, und wenn die Beleidigung öffentlich begangen ist, mit Geldstrafe bis zu fünfhundert Thalern oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft; geschieht dies wider besseres Wissen, so wird die Strafe noch verschärft. Entstellt dagegen ein Kritiker den Inhalt der von ihm kritisirten Schrift, so referirt er nach dem Gesetz nur über Ansichten und Meinungen, nicht über Thatsachen und ist straffrei; nicht einmal eine thatsächliche Berichtigung steht dem verleumdeten Autor zu, denn, was er geschrieben, sind eben Meinungen und keine concreten Thatsachen, für die allein das Gesetz eine factische Berichtigung decretirt."

Der Mißstand ist unleugbar, und wir könnten aus eigenen Erlebnissen Beispiele anführen, die drastisch genug sind. — Die Antikritiken selbst bieten keinen Reiz. Die umfangreichste beschäftigt sich mit der Bekämpfung der — Cholera. Sollte „Der Antikritiker" Befürchtungen haben?

Miscellen.

Unter dem Titel: „Die unwürdigen Literaturzustände im neuen deutschen Reich und die Mittel, durch welche Deutschland auch ein geistiges Uebergewicht erringen könnte," hat S. Gaetschenberger eine Brochüre veröffentlicht (London 1874, F. Wohlauer), deren Lectüre so Manchen zu dem Ausrufe Valentins erhitzen dürfte:

Und möcht' ich ihn zusammenschmeißen,
Könnt' ich ihn doch nicht Lügner heißen!

Leider läßt sich der Verfasser zu viel nachweisbare Ungerechtigkeiten und Gehässigkeiten entschlüpfen. Den Schriftstellern, die kein Geld haben, wirft er vor, daß sie Handlangerdienste für Buchhändler thun; denen, die Geld haben, sagt er nach, daß sie „aus Eitelkeit" schreiben. Geibel's Gedichte nennt er „Süßholzraspeleien" und Bodenstedt's Lieder des Mirza-Schaffy „hausbackene Gnomen". In der Vorrede sagt er: „Auch das heutige Deutschland zählt gehaltvolle Dichter und Denker, aber entziehen sie sich nicht, wie Arthur Müller, durch den Tod der Misère unserer Zustände &c." Als wäre der Selbstmord bereits eine in der Schriftstellerwelt allgemein gewordene Usance! — Und geradezu komisch wirkt es, wenn er auf S. 10 in seliger Erinnerung an Hans Sachs ausruft: „Wo sind heute die deutschen Schuster, die mit wahrhaft aufopfernder Liebe thätig sind, neue Lehrlinge in der Dichtkunst heranzubilden?" — Trotz alledem ist Manches, was Gaetschenberger über den würdelosen Ungeschmack des Publikums sagt, über gewisse unlautere Handwerkskniffe der Schriftsteller, über die geringe Berücksichtigung der Literatur durch die Staatsbehörden, recht beherzigenswerth. Naiv sind nur die Mittel, die er zur Abhülfe vorschlägt. Die Gründung eines „Morgenblatts" für die Lyriker — Ausschreiben von Preisen für die Dramatiker — das ist recht hübsch, aber wird Wenig nützen. Und nun vollends die Idee, in Leipzig eine Art literarisches Oberhandelsgericht niederzusetzen! „Könnten nicht alle Verleger Leipzigs", so fragt der Verfasser, „einen Areopagus wählen, bestehend aus drei (!) Gelehrten, die ... ihr Urtheil (über einlaufende Manuscripte) einfach mit den Worten „vorzüglich",

„gut" oder „nicht geeignet" abzugeben hätten"? .... Das sind in der That recht kindliche Reformgedanken; aber freilich — wer weiß etwas Besseres?

*

Friedrich Bodenstedt feierte am 10. Februar seine silberne Hochzeit. Obwohl der Dichter die Absicht hatte, in der geräuschlosesten Zurückgezogenheit den Freudentag zu begehen, hat doch die liebenswürdige Indiscretion eines Freundes nach Nah und Fern die Kunde weitergetragen, und so fehlte es denn auch nicht an finnvollen dichterischen Beglückwünschungen. Man wird einige davon mit Interesse hören. So ging aus Hannover vom Intendanten des Hoftheaters und seiner Gattin das folgende Sonett ein, das durch die frisch zugreifende Entschlossenheit der Reimworte launig überrascht:

Zum 10. Februar.

Zu feiern im begeisterten Sonette
Den Tag, an dem Edlitam einst die Wunde
Mirza Schaffy's geheilt, zum schönsten Bunde
Ihn fesselnd mit der Liebe Rosenkette;
Den Tag, an dem Ihr Beid' an heil'ger Stätte
Getauscht der Treue Schwur von Mund zu Munde,
Und der heut wiederkehrt, als ob die Stunde
Des Wonnerausches nie geendet hätte:
Das ziemt fürwahr nur auserwählten Dichtern,
Denn was wir etwa dichten, das geschieht am
Zweckmäßigsten verborgen, still und schüchtern.
So wünschen wir, Mirza Schaffy, Edlitam,
Von Herzen Euch, wenn auch prosaisch nüchtern,
Amorem, vinum, cantum, longam vitam.

Hans und Ingeborg von Bronsart.

Otto Braun, der Chefredacteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, sandte ein fröhliches Telegramm:

Nach Meiningen, dem Musensitze,
Send' ich von meiner Zeitungsspitze
Edlitam und dem Mirza Fritze
Glückwünschend Telegraphenblitze.
Noch fünfzig Jahre so wie heute
Seid reichbeglückte Eheleute!
Ihr bliebt, blieb ich so lang lebendig,
In meinem Herzen Bodenständig.

Die Dresdener Dichterin Agnes Kayser-Langerhanns endlich begleitete ein Jubelfäßchen Sicilianerwein mit dem folgenden brausenden Festgesang:

Der Du immer das Große wolltest,
Das Gute und Schöne kräftig beschütztest,
Mehr oft thatest, als Du solltest,
Falsches tadelnd, dem Rechten nütztest,
Du, dessen starker Geist und Mund
Den Weisen Weiseres gab kund:
Mirza Schaffy, Du sitzest beim Feste,
Von allen Festen vielleicht das beste,
Ludest die fernen Freunde nicht ein,
Denkst ohne sie froh und lustig zu sein.

Aber, was Du im Busen verbargest,
Den Deinen als strenger Ordner verwehrtest,
Ob Du es Wolken und Winden verargest,
Wenn sie verriethen, was Du verkehrtest
In tiefes Geheimniß? Sie haben's erlauscht,
Den Lüften und Landen ihr Wissen geraucht:
„Mirza Schaffy, der Sänger größter,
Der Zeitenkenner, der Menschentröster,
Feiert ein Fest, er lud uns nicht ein,
Denkt ohne uns froh und lustig zu sein."

Duftende Blumen, die Du besangest,
Freundschaft und Liebe, die Du erhobest,
Feinde, die Du männlich bezwangest,
Frauen, die Du mit Licht umwobest,
Alle hätten Dir gern gezeigt,
Wie ihre Herzen Dir zugeneigt:
Mirza Schaffy, Du sinniger Dichter,
Rathertheiler und milder Richter,
Ludest alle, alle nicht ein, —
Denkst ohne sie froh und lustig zu sein.

Doch in der Nacht, als Du süß noch schliefest,
Tönte im Hause ein Klirren und Pochen,
Es war als ob Du selber riefest,
Doch hatte kein menschlicher Mund gesprochen.
Ich forschte im Keller, beim Lichterschein,
Da brauste mein Sicilianerwein:
„Mirza Schaffy, dem Meister der Meister,
Send' uns feurig vulkanische Geister.
Gute Gesellen läßt er hinein,
Mirza Schaffy lud selber uns ein."

Die Leser der „Neuen Monatshefte" werden sich nicht beschweren, wenn wir in ihrer Aller Namen einen verspäteten, aber begeisterungsvollen Glückwunsch an Edlitam und Mirza-Schaffy hinzufügen.

Aus unserer Briefmappe.

Noch einmal Felix Dahn.

Mein lieber Freund! Ich muß heute Ihre „Briefmappe" mit einer Kleinigkeit beschweren, zu welcher Felix Dahn die Veranlassung gegeben hat. Auf eine tadelnde Bemerkung, die Ludwig Noiré gegen einen bildlichen Ausdruck des genannten Poeten richtete, erwiderte der letztere im vorigen Heft Ihrer Zeitschrift: „Warum es eine schlechte Figur sein soll, daß das Wort oder Lied, welches Flügel hat — das wird wohl als gute Figur gelten bleiben — also Flügel an den Schultern oder am Haupt, Flügel an den Sohlen habe, wie ein merkurisch rascher Genius, vermag ich nicht einzusehen. Indeß, ich verzichte darauf, in Geschmacksfachen mit Herrn N. übereinstimmen zu müssen."

Anstatt dem Poeten zu der gewünschten Einsicht zu verhelfen, hat Ludwig Noiré es einfach vorgezogen, die Verschiedenheit des Geschmacks zwischen ihm und Herrn D. auch seinerseits zu beglaubigen.

Unter diesen Umständen erlauben Sie mir wohl, dem Dichter gefällig zu sein.

Es wird zweifellos jederzeit für eine richtige Figur gelten, dem Worte oder Liede — Flügel zu verleihen. Ebenso zweifellos wird es dagegen für eine schlechte Figur gelten, wenn uns der Dichter besonders darauf aufmerksam macht, wo die betreffenden Flügel sitzen: ob an den Schultern oder am Haupte oder an den Sohlen. Es kann bekanntlich ein Bild an sich angemessen sein, aber durch die nähere Ausführung unangemessen werden. Bei der Heranziehung einer bestimmten Einzelheit merken wir sofort die Verschiedenheit zwischen Wort und Bild, deren Verschmelzung die gute Figur ausmacht. Es giebt „geflügelte Worte", während Worte „auf geflügelten Sohlen" blos in der Vorstellung von Felix Dahn existiren können; andernfalls müßte es folgerecht nach Dahn auch gestattet sein, von Worten mit beschwingtem Haupte oder beschwingten Schultern zu reden.

In der Zuversicht, daß Sie diese ganze „Geschmacks-Frage" für eine sicher zu entscheidende und bereits — entschiedene halten, bleibe ich Ihr

Leipzig, 7. März 1875. **Wilhelm Buchholz.**

Noch einmal Heinrich Düntzer.

Die Leser erinnern sich eines Epigramms, das der Herausgeber d. Bl. „an Heinrich Düntzer" gerichtet hat (Heft I. S. 90). Der gekränkte Exeget unserer Classiker bittet nun um die Aufnahme der folgenden Gegenstrophe:

Antwort an Oscar Blumenthal, von Heinrich Düntzer.

„In Dunkelheit verloren"
Sieht mich Dein Blick so weit.
Drum hast Du auserkoren
Mich zur Unsterblichkeit
Durch Deiner Muse Stich.
Wer bist Du selbst denn, sprich!
O Spötter Gänserich!

Da haben wir nun die neueste „Erklärung" Düntzers Ob sie besser ist, als seine bisher veröffentlichten?

An Gottfried Keller.

Herr Redacteur! Für Ihre „Monatshefte für Dichtkunst und Kritik" theile ich Ihnen hier einen Beitrag mit, der Dichtkunst und Kritik zugleich ist oder doch sein will. Kommt dabei die Kritik selbst vielleicht weniger zur Geltung, so ist zu bedenken, daß es schwer fällt, einem Werk gegenüber, wie Keller's „Leute von Seldwyla", nicht Panegyriker zu werden:

Ich las dein Buch: „Die Leute von Seldwyl'",
Das liebe Buch mit schlichtem Sinn und Stil,
Das liebe Buch, so frisch und männlich derb,
So fröhlich da und dort so ernst und herb.
Wie weißt du mit der Dichterbrust Empfinden
Die Stimmung, die zum Herzen wieder geht,
Hier still und weihevoll, wie ein Gebet,
Dort jubelnd laut, wie Lerchensang, zu finden.
Wie weißt du diese schweizer Kerngestalten
Mit sparsam sichern Zügen festzuhalten.

Ein lustig Buch, „Die Leute von Seldwyl'"!
Wie Jungfer Bünzlin trieb ihr grausam Spiel
Mit drei Gerechten, die um sie gefreit,
Ihr Vorschlag um zu enden diesen Streit, —
Und wie der Dritte, ein gerieb'ner Schwabe,
Der, kühn gemacht durch den kredenzten Trank,
Statt wettzulaufen ihr zu Füßen sank,
Indeß die andern Zwei im tollen Trabe,
Schon nah' dem Thor', ins Handgemeng geriethen,
Gehetzt, bespöttelt von Seldwyl's — Falliten.

Ein ernstes Buch, „Die Leute von Seldwyl'"!
Wohl eine Thräne mir vom Auge fiel,
Las ich, wie von dem heubelad'nen Kahn
Zwei schlafende Gestalten fest umfahn
Hinunter glitten in die kalten Fluthen:
Sali und Vrenchen . . . las ich, wie zuletzt,
Als ihn umsonst der Wettlauf müd' gehetzt,
Kammmacher Jobst in Abendsonnengluthen
Sich dort erhängte, wo vor wenig Stunden
Er der Geliebten scharfen Geist empfunden.

Ein lehrreich Buch, „Die Leute von Seldwyl'"!
Der Jüngling lernt vom Schmoll-Pankrazius viel,
Und streicht, wenn er die Deutungsgabe hat,
Das Fell dem Zauberkätzchen spiegelglatt;
Daß die Erziehung greife frisch ins Leben,
Den Eltern lehrt's die brave Frau Amrain;
Als warnend Beispiel ist dem Mägdelein
Der Jungfer Züs Geschichte hier gegeben,
Die um des Gültbriefs Gulden siebenhundert
Von — Kammmachern umschwärmt wird und bewundert.

Ein köstlich Buch, „Die Leute von Seldwyl'",
Gesund und wahrhaft vom Beginn zum Ziel!
Doch von dem bäuerlichen Liebespaar,
Dem geist'gen Schauen sichtbar ganz und gar,
Von ihm erzählt sein herrlichstes Capitel.
So ist das Volk in seiner Leidenschaft,
In seiner Sinnlichkeit, in seiner Kraft,
Der ungezähmte Eigensinn im Kittel;
So denkt's und lebt's in unsern kalten Tagen
Und eher stirbt's, als jemals zu entsagen.

O der du schriebst „Die Leute von Seldwyl'",
Nicht nur vom Volk der Limmat und der Sihl,
Nein von dem ganzen deutschen Bauernstand
Gabst du der Zeit das Abbild in die Hand.
Und unsern herzlos halben Käuflichkeiten
Hast gegenüber du das Volk gestellt,
Das Recht der Leidenschaft in dieser Welt,
Im Gut' und Bösen ganz zu allen Zeiten.
Vergönn', daß ich dafür zu deinen Füßen
Leg' dieses Lied als Dank und innig Grüßen.

Berlin, 15. Februar 1875.

Gottlieb Ritter.

☛ **Zur Nachricht.** Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind vom 1. April a. c. an Herrn **Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Inserate.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien soeben:

Allerhand

Ungezogenheiten.

Von

Oscar Blumenthal.

15 Bogen in elegantem Buntdruckumschlag. Preis 3 Mark.

Unter der Devise:

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlachen! —
Erwidert lächelnd ihren Spott und wißt:
Der Spötter Witz kann Nichts verächtlich machen,
Was selber nicht verächtlich ist! —

hat der Verfasser in dem obigen übermüthigen Büchlein, das er „seinen lieben Gegnern feindschaftlichst“ zueignet, seine besten polemischen und satirischen Aufsätze, Aphorismen und Epigramme gesammelt. In der Abtheilung: „Bunte Denkzettel“ gibt er einen literarischen Romankranz, der allseitiges Aufsehen erregen dürfte.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, N. W. 32 Louisenstrasse.

Demnächst erscheint:

Theater von Paul Lindau.

II. Theil.

Inhalt: **„Diana“**, **„Ein Erfolg“**, letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler A. Sonnenthal in Wien.

1 Band 8. von ca. 17 Bog. Elegant geheftet. Preis 4 M. 50 Pf.

Don Juan d'Austria.

Trauerspiel

von

Albert Lindner.

1 Band 8. von ca. 8 Bogen. Elegant geheftet. Preis 2 Mark.

Das Vorspiel hiervon wurde unter dem Titel Kaiser Karl's Heimgang im ersten Hefte der „Neuen Monatshefte“ veröffentlicht.

In demselben Verlage sind früher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Quickborn

von **Klaus Groth.**

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.**

Pr. br. 7 M. 50 Pf. eleg. geb. m. Goldsch. 9 M.

Pracht-Ausgabe

davon auf feinstem Velinpapier. Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 17 Mark.

Miniatur-Ausgabe.

Preis br. 4 Mark, geb. 5 Mark 25 Pf.

Octav-Ausgabe

mit hochdeutscher Uebersetzung.
Preis Broschirt 2 M. 25 Pf.

Ueber

Mundarten und mundartige Dichtung.

Von Klaus Groth.

gr. 8. broschirt. Preis 1 Mark 50 Pfennige.

Theater von Paul Lindau.

Zweite Auflage.

Inhalt: **Marion. In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

1 Band. 8°. Elegant geheftet. Preis 4 M. 50 Pf.

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 Mk. 50 Pf.

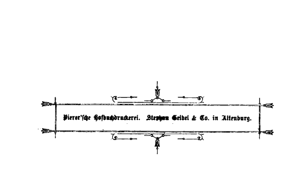
Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. **II. Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. **III. Verschiedenes:** Unsere Classiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartuffe in der Presse.

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Meoklenbörger Mundort

von **Eduard Hobein.**

Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 2 Mark. Geb. mit Goldschnitt 3 Mark.


Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.